P.o. germ. 968 td-1

<36603257630010

<36603257630010

Bayer. Staatsbibliothek

Charaktere und Situationen.

Vier Bücher

Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur.

Von

Th. Mundt

Erster Theil.

I. Novellen.

II. Deutsche Gestalten und Richtungen.

Wismar und Leipzig, 1837.

H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchhandlung.

(C. W. v. Cossel.)

P. o. germ. 968 td-1

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

GESCHENK FRESENIUS

B5

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

I. Novellen.

Seite.

Antonien's Bußfahrten 3

Der Bibeldieb 128

II. Deutsche Gestalten und Richtungen.

Rahel und ihre Zeit 213

Immermann und das Jahrhundert der Epigonen . . 272

Die Zerrissenheit im deutschen Roman 293

Die philosophische Bildung der jungen Generation . 304

Die Dichtung der Übergangsepoche 313

Deutsche Höflichkeit 329

Wiener Humor 338

Seydelmann 342

Vorwort.

Auf den nachfolgenden Blättern habe ich einige poetische und kritische Arbeiten aneinander gereiht, die hier in einem gewissen Zusammenhange zu einander stehen, und, wie ich glaube, auf kleinem Raume ein concentrirtes Bild des heutigen Literaturzustandes, sowohl im Schaffen wie in den angeregten Meinungen, abzugeben vermögen.

Einige dieser Darstellungen sind schon in einer frühern Zeit entstanden, namentlich die Novelle: der Bibeldieb, die im Jahre 1833 zuerst im Morgenblatt abgedruckt erschien. Sie steht an diesem Orte in ihrer erneuerten Gestalt nicht ganz ohne Beziehung, indem sie schon damals Richtungen zeichnete und abfertigte, die späterhin, mit andern Elementen versetzt, in

der Literatur bedeutend wurden, und einen, freilich zumeist auf Mißverstand und Bornirtheit beruhenden Kampf veranlaßten. Von andern aus der Journalvereinzelung in diese Reihe aufgenommenen Artikeln ist fast kein einziger, der nicht in einer durchgreifenden Umarbeitung wiedererschiene.

Vielleicht bieten diese Skizzen in ihrer Zusammenstellung manchen meiner Freunde eine willkommene Unterhaltung! In einer Zeit, welche die Literatur immer mehr unter schwierige und precäre Verhältnisse stellt, mag es wohl der Mühe werth sein, noch einigen Lebensmuth und sorglosen Charakter, soviel man davon übrig hat, zu beweisen!

Berlin, den 8. Januar 1837.

Th. M.

I.

N o v e l l e n.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Antoniens Bußfahrten.

1.

Eine wunderbar belebte, frische und fröhliche Ausschau, der in wenigen Städten Ähnliches sich darbietet, genießt man in Hamburg aus den Fenstern des Hotel Belvedere, besonders wenn man so glücklich ist, sein Zimmer nach der Alster hinaus einzunehmen. Das herrliche Treiben des Jungfernstiegs und der ihn fortsetzenden Esplanade, mit seiner unabläßigen Menschenmenge, den glänzenden Pavillons und den neuen stattlichen Wohnhäusern, drückt immer eine regsame und lebenslustige Stimmung aus. Alle Vorübergehenden haben Eile, Jeder trägt eine flüssige Geschäftsmasse mit sich über die Straße und doch sieht man nur selten mißmuthige Gesichter, überall vielmehr einen hellfarbigen Charakter

vorherrschend. Ich stand mit meinem Reisegefährten, einem jungen Maler, lange vor diesem ergötzlichen Anblick, indem unsere Augen bald über die Baumreihen des Jungfernstiegs, bald über das blaue Alsterbassin, das sich in weitschimmernder Perspective mit der großen Alster zusammenschließt, sich hintrugen. Ein erfrischender Morgenhauch kräuselte den Wasserspiegel, Schwäne saßen auf der schönen durchsichtigen Fluth, Gondeln ruderten vorüber, Böte, mit Fremden und Einheimischen besetzt, legten an dem freundlichen, auf einer Schiffsbrücke erbauten Badehause an.

Eine festliche Reihe von Flaggenkähnen besetzten heut das Alsterbassin. Die schönen, buntgeschmückten Wimpel, dem Winde sich faltend und wieder entrollend, flatterten fröhlich, ein bedeutungsvolles Symbol, durch die Lüfte. Wenn solche Kähne auf der Alster stehen, erglänzen lebhafter die Augen jeder jungen Hamburgerin, die vorübergeht. Ihr Busen hebt sich seufzend, eine feine Röthe lagert auf den Wangen, und wenn sie den Jungfernstieg zu Ende gelangt, blickt sie sich noch einmal mit einem

Sehnsuchtsauge nach jenen Flaggen um, und wandelt dann sinnend und mit gesenktem Kopfe über den Gänsemarkt weiter. Sie blättert das Blatt des Lebens, auf dem das Zauberwort Braut steht, in Gedanken um. Denn diese wallenden Segeltücher auf dem Bassin verkünden, daß eine Braut, welche dem Hochzeitstage entgegenbangt, an der Alster oder in der Nachbarschaft wohnt. Es ist ein schöner Zug von den Hamburgischen Schiffern, welche sich ein Geschäft daraus machen, mit diesen Festkähnen, zur Feier der Bräute Hamburgs, den Fluß zu belegen.

Mich und meinen Freund erinnerte dieses gemüthliche Sinnbild an den eigentlichsten Zweck unserer Ankunft in Hamburg, die vor einigen Stunden erfolgt war. Wir waren zur Hochzeit geladen. Die holde Hamburgerin, der zu Ehren die bräutliche Flagge diesmal sich ausbreitete, war höchst wahrscheinlich ebendieselbe, die wir an der Hand unseres theuren und wunderlichen Freundes Constantin sollten zum Altare treten sehn. Der Maler fand diese Sitte so schön und malerisch, daß er das Bassin mit den Flaggen-

kähnen in sein Skizzenbuch einzutragen begann. Er gedachte es zu einer phantastischen Skizze, eine Liebesflotte darstellend, auszuführen. In den Nachen, umgaukelt von Lebensgenien und Najaden, sollten die verschiedenen Typen von Hamburgischer Frauenschönheit, die mein Freund vielfältig studirt hatte, in Gestalt der Schifferinnen anschaulich gemacht werden, die schönste sollte ein Conterfei der Braut sein; als ich, seinen Entwurf unterbrechend und belachend, ihn daran erinnerte, daß wir vor allen Dingen erst die an Liebenswürdigkeit und Talenten als unvergleichlich gerühmte Braut unseres Constantin kennen zu lernen hätten.

Wir machten uns auf den Weg, um den Freund wiederzusehen, den wir seit vielen Jahren entbehrt, mit dem wir früher, ein schönes jugendmuthiges Dreiblatt, die wichtigsten und kecksten Berührungen des Lebens gemein gehabt. Constantin war ein so ächt moderner, vielgestaltiger Mensch, daß nach den vielen Metamorphosen, durch die er gegangen, ich mir kaum noch vorstellen konnte, was an ihm übrig geblieben sein möchte, um ihn daran zu erkennen.

Wir hatten den schönen Traum von der deutschen Literatur mit einander durchgeträumt. Wie alle jüngeren Talente von Bedeutung war er mit großen Hoffnungen von der Literatur ausgegangen, um sie in eine neue Verbindung mit dem Leben zu setzen. Sein hauptsächlichstes Talent aber bestand darin, schnell und auf Einmal dasjenige aufzugeben, was er als unnütz und erfolglos erkannt hatte. In Berlin mußte ich ihm einmal zwei Strohhalme hinhalten, einen längeren und einen kürzeren. Er wollte loosen über die beste Art, von der deutschen Literatur loszukommen. Der eine Strohhalm bedeutete eine Heirath mit einem hübschen, braven und reichen Mädchen in einer kleinen Landstadt; durch diese ihm dargebotene Partie hätte er glücklich und sorgenfrei leben können, ohne ferner eine einzige Zeile für ein deutsches Journal zu schreiben. Der andere, kürzere Strohhalm bedeutete ein in Paris zu begründendes Journal, das französisch und deutsch erscheinen sollte, und womit er den letzten Versuch seines literarischen Wirkungseifers machen wollte. Constantin zog den kürzeren. Am andern Abend saß er auch

schon auf der Post, hatte die Partie ausgeschlagen, und theilte mir am Postwagen bereits eine Abschrift von dem Prospectus mit, mit dem er seine neue Unternehmung in Paris ankündigen wollte. Ich wartete lange vergeblich auf einen Brief von ihm aus Frankreich, und erhielt ihn endlich aus Portugal. Durch die Schwierigkeiten, auf die er in Paris mit einem französisch-deutschen Journal gestoßen, war er abgeschreckt worden, und hatte Kriegsdienste unter Dom Pedro genommen. Später focht er unter den Christinos gegen Don Carlos, sein Name wurde durch einen besondern Umstand einigemal in den Zeitungen erwähnt. Dann bekam ich einen merkwürdigen Brief von ihm aus den Vereinigten Staaten, wo er eine deutsche Colonie in Massachusetts hatte einrichten helfen. In der großartigen Melancholie einer wilden Felseneinsamkeit hatte er sich hier zu einem religiösen Stillleben gewandt, das eigentlich keine bestimmte Religion war, sondern ein allgemeiner Gottesfrieden für alle Qualen der modernen Existenz, wie er es nannte. Vier Monate darauf sandte er mir aus Schlesien eine von ihm

verfaßte Brochüre über den Runkelrübenbau, die versiegelt ausgegeben wurde. Er schrieb mir, daß er durch mehrere landwirthschaftliche Speculationen, die er mit einigen schlesischen Gutsbesitzern unternommen, auf dem Wege sei, ein reicher Mann zu werden; nur sein Herz werde täglich ärmer, und bettele um sein liebes Brot. Man mußte die wunderbare Beweglichkeit seines Charakters kennen, um zu begreifen, wie er diese schnellen Wendungen seiner Existenz auch nur äußerlich möglich machte. Von Schlesien begab er sich nach Hamburg, um eine Predigerstelle zu übernehmen, zu der ihm seine dortigen angesehenen Verwandten Aussichten eröffnet, denn Constantin hatte eigentlich Theologie studirt. Die erwachte Sehnsucht seines Gemüths nach einem solchen Beruf wußte er trefflich zu motiviren, er traute sich zu, eine Brust voll zerfleischender Skepsis mit einem aufgehenden Walten in der Gemeinde zusammentreffen zu lassen, so daß ihn die Hingebung an eine milde, geregelte Lebenspflicht von selbst in der Kraft und Wahrheit der Symbole erhielte. Sein letzter Brief aus Hamburg meldete jedoch, daß er,

statt dieses Auskunftsmittels einer umhergreifenden Seele, ein großes Wollgeschäft übernommen, und im Kaufmannstand die größte Befriedigung und Beruhigung des Lebens zu finden anfange. Zugleich bat er mich und den Maler, zu seiner Hochzeit zu kommen. Denn in seinem Friedenshafen habe sich ihm auch ein schönes einziges Heiligenbild, das ihn durch Liebe fromm erhalten werde, aufgestellt. Sein Fest sollte auch eine Wiedersehnsfeier für das alte, so lange zersprengte Dreiblatt werden.

Ich war unter allen der einzige, der dieses endlich ausgefundene Lebensziel unseres Freundes für vollgültig anerkannte. Aus aller Überzeugung hatte ich seine Ansicht von dem Kaufmannstande vertheidigt, und außer dem Wirkungskreis des Kaufmanns nur noch den des Arztes als eine erfolgreiche und wünschenswerthe Thätigkeit in unserer Zeit gelten lassen. In der That führen sich auch alle unsere heutigen Richtungen am Ende auf den Kaufmann und Arzt zurück. Die bewegenden Unternehmungen der Zeit sind kaufmännisch, und ihre Zustände sind pathologisch. Der Geist zieht Handelsstraßen

durch die Welt und geht mit Ideen hausiren. Die Production setzt sich in die Betriebsamkeit um. Auf der andern Seite schlägt dieser schnelle Vertrieb des Lebenscapitals wie ein heißer Fieberpuls gegen das Herz der Geschichte. Die Meinungen werden als Krankheiten behandelt, die Weltverbesserer, deren Zeitalter das jetzige ist, sind Ärzte, und die Ärzte werden die physischen Gesetze ihrer Heilkunst hergeben müssen zu einer milderen und richtigeren Behandlung der geistigen Richtungen.

Ich wünschte, es enthüllte Jemand die Poesie des Kaufmannstandes! Vielleicht thut es der Wollhändler Constantin. Dies heitre, rührige weit ausgreifende Treiben, in Arbeit und Genuß, in Geschäftigkeit und Behagen, in Berechnung und Erfolg, in Täuschung und Hoffnung, mit männlichem Muth die Mittel und Wege der Existenz erfassend, ist die ächt menschliche und naturgemäßeste Grundlage für ein Dasein, das im Wissen und Schaffen sich nicht mehr zurecht finden kann; es ist die lebendige Gegenwart, wo die Vergangenheit todt und die Zukunft ein seltsames Ideal.

Unser Freund, der Maler, wollte nichts davon wissen. Er war der jüngste, die Verzweiflung hatte sein blondlockiges Haupt übergangen, und er hoffte, ein Schüler Schadow's, eine neue Epoche für seine Kunst. Gutmüthig, phantastisch, hingebend, launig, wie er war, mochte er nichts davon hören, daß das Leben auseinanderklaffe, und glaubte an kein Raisonnement, das ihn in seinem altdeutschen Frieden störte. Den Namen des Altdeutschen hatte ihm Constantin gegeben. Er wurde jetzt noch mit seiner Hamburgischen Liebesflotille, die er auf der Alster geträumt, ein wenig geneckt, und dann zog ich ihn mit mir auf die Straße hinunter. —

2.

Constantin war ausgegangen, und wir mußten uns gedulden, ihn um eine Stunde später zu erwarten. Wir schlenderten unterdeß auf den Gassen Hamburgs umher, deren volkreiches Treiben überall ein kräftiges materielles Leben ausspricht, und gelangten endlich in die schöne

stille Vorstadt St. Georg an der Alster, die mit ihren freundlich hingelagerten Häuser- und Baum-Gruppen wie ein geborgenes Friedensasyl der in der Ferne rauschenden Stadt anliegt. Hier sind nicht nur mehrere der berühmten Sommer-Theater Hamburgs aufgeschlagen, die, außer der plattsprechenden und Matrosenbevölkerung, auch den Fremden zu einem Besuch anlocken, sondern auch eine alte ehrwürdige Ruine der deutschen Literatur, von der die Reisenden nicht mehr erzählen, kann in dieser Vorstadt noch angetroffen werden. Da wir noch Zeit übrig hatten, so zogen wir die Klingel eines kleinen Hauses, dessen Thürschild den Namen Leonhard Wächter mit großen deutlichen Buchstaben zeigte. Jeder erinnert sich noch aus seiner der Schule abgestohlenen Romanlectüre der dicken Bände der Sagen der Vorzeit, die er vor dem aufpassenden Lehrer nur mit Mühe unter dem Tisch verbergen konnte. Veit Weber hat sie geschrieben, wie freute ich mich schon als Junge der wichtigen Entdeckung, da ich erfuhr, daß dieser Mann eigentlich Leonhard Wächter geheißen sei! Seine deutschen Ritter und Frauen,

seine Brüder des Bundes für Freiheit und Recht, seine heilige Vehme, sein Männerschwur und Weibertreue, und ach! sein Tugendspiegel, haben mir unaussprechliches Vergnügen gemacht. Die herrlichen Flegeljahre meiner Phantasie treten wieder heran, vor diesem Namen Leonhard Wächter auf dem blaugemalten Blechschild. Der Mann hat durch viele Veränderungen der Zeit und der Geschicke wie ein Brama hindurchgehen müssen, um zu erleben, daß auch ich seine Thürklinke drückte. Eine alte Magd führte uns zur ebenen Erde in ein kleines Zimmer, das mit einem Klavier, einem abgenutzten Sopha und einigen Stühlen versehen war. Der alte Herr schien sich erst ein wenig zurecht zu machen. Endlich hörten wir einen starken Männerschritt die Treppe herunter, eine kleine gedrungene Figur, in einen braunen Überrock gekleidet, mit ungeputzten Stiefeln, die über die Beinkleider hinaufgezogen waren, trat herein. Es war Veit Weber, dessen schneeweißes, von Alter gebücktes Haupt uns freundlich begrüßte. Zu seinen weißen Haaren contrastirte wunderbar sein außerordentlich kräftiges und ausdrucksvolles

Gesicht, das noch dem festesten Mannesalter angehörte, und mit den großen, starken, biederdeutschen Zügen uns ehrwürdig anschaute. Wir sagten ihm dies. „Ja, erwiederte er, auf dem Sopha uns gegenübersitzend, die Larve hält wohl noch zusammen, die ist von Papiermaché — aber die Brust — die Brust" — er deutete auf seine kranke Stelle, die schon der fortwährende Husten verrieth. „Hier ist der Tod im Anmarsch," fuhr er fort, gleichgültig vor sich niederblickend, und hub dann von den neuesten Zeitungsnachrichten zu sprechen an. Er schien allen Ereignissen der Zeit mit Antheil gefolgt zu sein, und erzählte Mehreres über Louis Philipp's Person, mit dem er persönliche Berührungen gehabt hatte, besonders im Kriege von 1792, wo Veit Weber als Offizier in französischen Diensten gestanden. Auf Literatur fiel das Gespräch gar nicht. Er entließ uns bald wieder mit einem herzlichen Handschlag, da ihn das Reden anzustrengen schien. —

Wir gingen in die Stadt zurück, und hofften nun, unsern Freund Constantin nicht länger mehr zu entbehren. Aus der neuerbauten Al-

sterhalle, die in diesen Tagen eröffnet worden war und von Besuchern wimmelte, trat eine schlanke, hochstrebende Gestalt heraus. Es war eines von jenen skeptischen Gesichtern unserer Zeit, deren vorwärtsstarrender Blick wie eine Todtengräberschaufel ins Leben hineingräbt und gewiß ist, überall auf Leichname zu stoßen. Geistige Keckheit lag mit erloschener Lebenslust streitend auf dieser Stirn, unter diesen Augen, und man fühlte die erhabene Gleichgültigkeit eines sich selbst durchschauenden Charakters kalt herauswehen. Dies Gesicht war trotz seiner durchschimmernden Ermüdung schön, es war bis zum Erschrecken durchsichtig ausgearbeitet in seinen sprechenden, an die Gegenstände sich anklammernden Mienen. Schmerz, Witz, Leidenschaft und Ruhe mischten das dunkle Colorit dieser Züge, das sich über die Wangen hin in eine leise Blässe erhellte. Es war ein Antlitz, dem kaum mehr etwas unerwartet kommen konnte, welches sich selbst auswendig wußte, und das, ein Geisterseher seiner eigenen Gefühle, jedem Eindruck, der es vom Leben aus noch durchschüttern konnte, wie einer Vision

entgegensah. Das Alter des innern Lebens war über die gewöhnliche Zeitrechnung hinaus, aber in der kräftigen beweglichen Gestalt, in der Muskelstärke der Glieder, zuckte noch die unruhige Flamme der Jugend. Dies war das Gesicht Constantin's.

Ich hing schon an seinem Halse, noch ehe er uns erkannt hatte, denn ich freute mich außerordentlich, dieses verwandte Herz wieder an das meinige zu drücken. Unser guter blonder Maler weinte sogar vor Freuden, während ich aus demselben Grunde lachte. Constantin war noch der alte gegen seine Freunde, und es zeigte sich wieder, daß, nach allen durchstürmten Genüssen des Lebens, doch die Jugendfreundschaft für den Mann immer den stärksten Reiz behält, an metallischem Feuer, am Gefühl der Einigkeit selbst in aller Verlorenheit der Existenz, die Süßigkeit der Geschlechtsliebe weit übertreffend. Wir sahen uns noch einmal mit lächelnden Augen von Häupten bis zu Füßen an, ehe wir uns das Gegenüber und Nebeneinander als etwas Gewohntes wie sonst zugestanden. Er hatte an uns nichts auszusetzen, und ich wunderte mich

bloß über seinen portugiesischen Orden, welchen er noch als Denkmal des Feldzuges im Knopfloch trug, und auf den er komischer Weise sehr stolz that.

Unsere endlosen Gespräche trugen wir am besten auf einen weiten Spaziergang hinaus in's Freie. Die Hamburgischen Gassen, wo wir im Eifer unserer Mittheilungen von jedem betheerten Krahnzieher überrannt worden wären, hatten keinen Raum für diese Freude. Wir wollten die schönen Elbufer gewinnen, eilten durch das Altonaer Thor, an den abenteuerlichen Buden und Volksgruppen des Hamburger Berges vorüber, und geriethen in die stillen, melancholischen Straßen des einsamen Altona hinein. Im wechselseitigen Erzählen und Entgegnen durchschnitten wir es hin und wieder, und fanden endlich unsern Ruhepunct in dem herrlichen Garten von Rainville, dessen hohe Baumgänge uns aufnahmen. Hier giebt es auf einer Anhöhe einen in seiner Art einzigen Platz zum Niederlassen und Umschauen, von dem man die Elbe in ihrer ganzen großartigen Fernsicht beherrscht. Wir saßen, einige Flaschen fröhlich

blinkender Flüssigkeit vor uns auf dem Tisch, auf dieser Stelle, und ließen das überberedt gewordene Gespräch unserer Erinnerungen einstweilen verklingen, schweigend zu einander gekehrt. Die Elbe rauschte auf immer höher gehobenen Wellen dem Meere zu, Flaggen aller Länder und Nationen kreuzten buntfarbig und mit geschwellten Wimpeln vorüber, Weltsegler kehrten heim in den Hafen, und das Dampfschiff mit seiner emporwirbelnden Rauchsäule schnitt tiefe Brandungen in den Strom, von denen die kleinste Welle am Ufer nachzitterte.

Wir brachten einen Toast auf die Hamburgerinnen aus, der in seiner besten Anwendung besonders dem Bräutigam Constantin galt. Er bedankte sich im Namen dieser republikanischen Schönheiten, auf deren Kennerschaft wir alle Anspruch machten, und von denen die auserlesenste ihm geworden, obwohl er behauptete, nur der Theil ihres Wesens, wo er es wünsche, sei Hamburgerin, nämlich ihr leibliches Leben, der Geist aber reiche weit über Hamburg in den ätherblauen Himmel hinein. Die Ehe muß der Spätsommer des Lebens sein, setzte Constantin

in seiner ruhigen, gleichgültig betonenden Manier hinzu. Ich habe noch gerade so viel Lust am Leben übrig, als der Bettler an der Sonne, der er das Fenster seiner Hütte öffnet. In meine anrückenden Winterschauer schien noch einmal der warme Strahl hinein, und ich ließ ihn in meinem Innern schmelzen, was noch zu schmelzen war. Seht, wie ich wieder zu blühen und zu grünen anfange in meinem Nachsommer, der an einer einzigen, schönen, hohen Blume sich aufrichtet. Im Frühling meiner Lebenshoffnungen würde ich keiner geliebten Frau das Leid angethan haben, sie mit mir zu verheirathen. Auf feuerspeienden Bergen stehen zwar die Weinreben der Liebe herrlich, und der süße Thränenwein der Leidenschaften träufelt von ihnen hernieder, aber die Hütten des Friedens darf man nicht dort bauen. Jetzt bin ich als Kaufmann auf einer sichern und ruhigen Breite der Existenz angelangt, statt mit dem Leben zu kämpfen, fange ich an mit ihm zu rechnen, ich sehe seine Erscheinungen nicht mehr als verzehrende Widersprüche, sondern als Frachtgüter und als das Waarenlager der Wirklichkeit an, die im Staats-

haushalt der Schöpfung einmal aufgestapelt liegen und gegen Provision einiger Lebensfreuden von den Menschen untereinander verhandelt werden. Dieser Materialismus ist nicht so materialistisch, als er Manchen erscheinen könnte. Eine große göttliche Gewißheit hat sich dabei meiner bemächtigt, ich greife fröhlich die Dinge der Welt an, die ihre metaphysische Unheimlichkeit für mich verloren haben, weil ich nichts anderes mehr hinter ihnen suche als sie sind. Ich wundere mich, daß die Philosophie, statt in der Speculation die Welt aufzulösen, nicht schon längst die Wendung genommen hat, die Gedanken der Menschheit gewissermaßen durch einen Handelsvertrag mit der Wirklichkeit zu versöhnen, in dem Sinne, wie ich das Leben als Geschäft anzusehen begonnen. Alles, was ist und geschieht, ist ein Natur- und Handelsproduct, das für den Umlauf des ganzen Weltcapitals schon seine bestimmte Anweisung mitbringt. Darum freue ich mich meiner Wollsäcke, wenn sie in so fragwürdiger Gestalt mit ihrem realen Inhalt vor mir stehen, der für mich das ganze Gewicht eines ideellen besitzt. Denn wer

noch zweifelt, daß auch Wollsäcke Ideen sind, hat sich noch nicht zu derjenigen Weltbetrachtung erhoben, auf der allein Frieden für das Gemüth ist. Auf dieser Stufe der Weltbetrachtung muß man aber auch mit den Ideen zu derselben Gewißheit gelangen, wie mit den Wollsäcken, man muß die Ideen als ein gegebenes Capital ansehen, das nur so viel wirkliches Interesse für die Menschheit hat, als es ihr Interessen einträgt. Und wenn man ein guter Schafzüchter seiner Ideen ist, so wird man am Ende nur solche Sorte cultiviren, die am besten Stand hält, und aus der die tüchtigsten und gesuchtesten Zeuge in der Welt gewoben werden können. Ihr seht, Freunde, ich bin aus Prinzip Kaufmann geworden und bin es durch und durch. Ich habe mir ein festes Erdreich des Lebens zusammengetreten, auf dem das Blüthenschlagen aller edleren und schöneren Gefühle erst recht einen fruchtbaren Boden gewinnt. Der Himmel liegt klar und sonnenhell über mir, alle Formen der Wirklichkeit sehe ich scharf beleuchtet und gesondert, nichts macht mich mehr irre, und über den alten Ruinen und Wildnissen meiner

Brust haben sich heitre Fabrikgebäude mit freundlichen Nutzgärten und Wiesenplänen erhoben. Ich spanne wie ein Schmetterling die Flügel aus, um mich auf den Blättern und Zweigen des Daseins, an denen ich sonst als Raupe nagte, zu wiegen und zu nähren. Fragt ihr noch, ob ich nicht der holdseligsten Hamburgerin würdig bin, und fähig, sie zu beglücken? —

Ich lachte ihm Beifall, aber unser Maler war unruhig geworden bei dieser Rede. Er meinte kurz, bei diesen Ansichten bleibe ihm nichts übrig, als sich sogleich vor unsern Augen mit seinem ganzen Künstlertalent in die Elbe zu stürzen, was ihm Constantin lebhaft widerstritt, worauf sich ein langes Gespräch über Beruf oder Nichtberuf unserer Zeit für die Kunst zu entspinnen drohte, wäre nicht glücklicherweise durch einen Zufall die Rede auf den hamburgischen Frauencharakter abgeleitet, der uns alle mehr und näher interessirte. Jeder gab einige Züge zu ihrem Bilde, wie sie ihm gerade einfielen. Die materielle Lebensfrische, die sinnliche Fülle und Gesundheit der Gestalten, die runden, schwellenden Formen, die hier als vor-

waltender Grundtypus auftreten, wurden zuerst gezeichnet und gepriesen. Der eine demonstrirte die Hamburgerinnen als verklärte Beefsteacks-naturen, der andere fand den auf das Nutzbare und Eßbare gegründeten Geist des kaufmännischen Hamburgs auch in den schmackhaften und gesättigten Elementen seiner Frauenschönheiten abgeprägt. Eine Hamburgerin hat große herrliche Augen, zwei klare hellgeschliffene Spiegel einer unbefangenen Seele, aber Romantik, Begeisterung und alle die wunderbaren Mysterien im weiblichen Liebesherzen, steigen selten aus diesem Grunde empor. Dafür liegt die kräftige, heitre, genießende Gegenwart auf freudeschimmernden Gesichtern. Man muß die anziehendsten Gestalten im Sommer vor der Thür ihrer Land- und Gartenhäuser, in den reizenden Umgebungen der Stadt, aufsuchen, wo sie beim dampfenden Theewasser, das eine Hamburgerin den ganzen Tag auf dem Tisch hat, in zierlicher und nachlässiger Gruppirung sitzen. Das Ideale fehlt ihren Personen eben so sehr, als die ausgesuchte und feingewandte Tournüre der residenzstädtischen Gesellschaft, aber sie ersetzen

diese durch ihr ungezwungenes und treuherziges Wesen, das sie nicht minder liebenswürdig und fesselnd macht. Man ist in ihrem gastlichen Kreise bald heimisch geworden, und wenn Du zu ihnen ins Zimmer trittst, reichen sie Dir freundlich die schöne, weiße Hand zum Gruß entgegen, eine anmuthige Sitte, auf die man freilich nicht zu viel Bedeutung legen darf, schon um sie nicht zu zerstören, die aber dem Fremden um so angenehmer auffällt, als sonst die deutschen Frauen darin so karg, oder es schon als etwas besonderes ansehen, die Hand hinzugeben, die sie nur für den Fall aufzusparen scheinen, wo man um dieselbe anhält in aller Form Rechtens. Mit einer Hamburgerin spricht es sich sehr traulich und artig. Die Hamburgische Mundart, die in vielen Wörtern in die englische Aussprache hineinspielt, besonders in den häufigen ä-Lauten für a, hat von den Lippen der Frauen viel Naives und Liebliches. Noch viele andere Reize ihrer lebensvollen Erscheinung wurden herausgehoben.

Der Maler sagte, er wolle uns eine Geschichte erzählen, die ihm vor zwei Jahren mit

einer Hamburgerin begegnet, von so seltsamer Art, daß sie ihm noch oft auf's Herz falle, wie ein räthselhaftes Märchen. Da es noch früh am Tage war, und erquickliche Morgenlüfte über den weiten Elbspiegel zu uns heraufwehten, so ließen wir es uns gern gefallen, und waren um so gespannter darauf, da dieser Freund es an der Gewohnheit hatte, merkwürdige Erlebnisse, die er lange, und man wußte nicht, aus welchem Grunde, verschwiegen, bei irgend einem Zufall plötzlich zu erzählen, mitunter selbst zur Unzeit. In letzterm Falle entschädigte aber immer seine durchaus lebensgetreue und anschauliche Darstellung, und so schwiegen wir erwartungsvoll still, indem er anhub.

3.

Die irrfahrende Hamburgerin *).

Als ich von meiner größern Kunstreise zurückkehrte, hielt ich mich durchreisend einen Tag

---

*) Nach dem mündlichen Bericht mit wenigen Veränderungen hier wiedergegeben.

in Berlin auf, und fand es bequem, für die kurze Zeit einen der kleineren entlegenen Gasthöfe zu wählen, weil eine gute Gelegenheit, mit der ich am andern Morgen früh nach meiner Heimath Schlesien abgehen wollte, dort stationirte. Das kleine Haus, in dem ich damals einkehrte, ist jetzt nicht mehr an seinem Platze zu finden, denn als ich es nach Verlauf eines Jahres wieder aufsuchte, sah ich ein anderes stattliches an seiner Stelle aufgeführt, nur zum Privatbesitz dienend. Der unansehnliche, aber wohleingerichtete Gasthof, der auf der Friedrichsstadt lag, war sehr angefüllt mit Fremden aller Art und jeden Standes. Ich trat in das Speisezimmer, das einen langen, öden, unabsehlichen Saal vorstellte, und mein Mißvergnügen über diese unfreundlichen Räume wollte sich eben regen, als mein Auge auf eine seltene ungewöhnliche Erscheinung abglitt, die mich mehr als Alles überraschte. Ein weibliches Wesen, in aller Blüthe und Fülle der Jugend, schritt durch den Saal und schien hier als eingewohnte Gestalt zu verkehren, obwohl sie wie ein fremdartiges Götterbild an diesen

Umgebungen vorüberging. Ich begegnete ihren Blicken, die auch mich schon aus der fernen Ecke des Zimmers erspäht hatten, und aus denen ein wunderbares, gedankenvolles Sternenleben mich anleuchtete. Es war so viel süßer Liebreiz als selbstbewußte Größe in diesem schönen Mädchen, ein Zug von Nachdenken und Trauer ließ den hellbraunen, reichgelockten Kopf etwas seitwärts neigen, indem sie ging. Ich betrachtete die hohe schlanke Gestalt, die für die niedrigen Räume, unter denen sie sich einherbewegte, nicht aufgewachsen schien, ich suchte mir aus diesem lilienblassen, stillsinnenden Gesicht das Geheimniß ihrer Existenz zusammenzulesen. Ihr Anzug war halb der einer Dame, halb trug er den Charakter des Häuslichen und Wirthschaftlichen, aber dieses Gemisch zweier verschiedener Bestandtheile war in eine sehr geschmackvolle Anordnung gebracht. Ein kleines Schlüsselbund an der Seite gab ihr das Ansehn der Schaffnerin des Hauses. Ich hörte sie mit einem Fremden französisch sprechen, das sie mit graciöser Leichtigkeit handhabte, eine feine Kenntniß im Ausdruck verrathend. Indem sie sprach,

zeigte der imponirende Anstand ihrer Bewegungen, daß sie etwas Besseres zu thun gewohnt sein mochte, als einem französischen Lederhändler Auskunft zu ertheilen. Bald darauf redete sie zu einem der andern Gäste, der sie angegangen, eben so geläufig englisch, mit der anmuthigsten Betonung. Ich stand verwundert, und hatte noch immer vergessen, mir einen Platz am Tische auszuwählen. Ihr Blick traf mich noch einmal, wie zu Anfang, mit seinem tiefdringenden bedeutsamen Strahl, er war wie eine große schmerzliche Frage, auf die ich keine Antwort wußte, dann verhallte ihr edler Schritt im Hintergrunde des Saales, wo sie in einem Nebencabinet verschwand.

Ich fragte den Kellner, der mich bediente, nach dieser Erscheinung. Dies ächt berlinische Gesicht grinste mich lächelnd an, und brachte endlich eine etwas zweideutige Antwort heraus, die mich eben so stutzig machte als von neuem mein Interesse spannte. Er sagte, sie sei das Mädchen aus der Fremde, man wisse nicht, von wannen sie gekommen, und wohin sie fahren

werde, aber sie sei hübsch. Sie befand sich erst seit fünf Tagen in dem Gasthofe.

Das Zimmer hatte sich unterdessen von Gästen geleert, und ich saß allein am Tisch. Allerlei Gedanken über meine Verhältnisse beschäftigten mich, ich versank in ein stilles Sinnen und Träumen. Bald darauf setzte sich ein junger Mensch von wildem verworrenen Ansehn mir gegenüber, struppiges Haar hing ihm über finstre verwüstete Gesichtszüge herab, Leidenschaft, Tücke und Unglück sprachen aus seiner abschreckenden Physiognomie. Seine Kleidung war phantastisch und unordentlich, und man hätte ihn nach derselben für ein heruntergekommenes Genie meiner edlen Profession halten können. Ich achtete nicht ferner auf ihn, und überließ mich, den Kopf in die Hand gestützt, wieder meinen innern Bildern. Da traf auf einmal ein leiser, aber aus unendlich tiefer und schöner Seele hörbar werdender Seufzer mein Ohr. Ich blickte auf, und sehe, daß am Fenster, nicht weit von uns, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, Antonie sitzt. Sie mochte schon seit einiger Zeit unbemerkt dort ihren Platz

genommen haben. Ihren Namen Antonie hatte mir der Aufwärter genannt. Es war jene unvergeßliche Mädchengestalt, die mir seit meinem Eintritt in diesen Saal unabläßig vorschwebte.

Sie sah mich mit ihren herrlichen traurigen Augen einen Moment in freundlicher Wehmuth an, richtete sie aber dann ernst und scharf auf den jungen Menschen, der mir gegenüber saß. An diesen scheint ein besonderes Interesse sie zu knüpfen. Sie späht alle Augenblicke forschend zu ihm hinüber, ihre Theilnahme für den düster Schweigenden hat etwas Sorgliches und Peinliches. Er dagegen aß hastig, mit vor sich hinstarrenden Blicken, stand dann trotzig auf, sie von der Seite finster ansehend, und verließ den Saal. An seinem taumelnden Gang bemerkte ich erst, daß er betrunken zu sein schien. Sie begleitete ihn ängstlich mit den Augen, und verließ nicht eher den Blick von ihm, als bis er in der Thür verschwand.

Ich war allein mit ihr. Sie hatte etwas so Ungewöhnliches und Seltenes in ihrem Wesen, daß es mir schwer wurde, mit den banalen Redensarten ein Gespräch anzuknüpfen.

Man hätte gleich das tiefste Herz ihres Charakters, das wie verhüllt unter einer Nesseldecke von Lebensschmerzen lag und zuckte, mit festlichen Glockenklängen aufrufen mögen. Sie erkundigte sich sehr theilnehmend nach Schlesien, das sie als mein Reiseziel aus dem Paßbuche erfahren. Ihre Fragen danach verriethen ein gespanntes Interesse. Sie habe gehört, es gebe dort viele gute freundliche Menschen, einen gemüthlichen Schlag, zu dem ein Gescheiterter gern pilgern möchte, um dort sein Asyl zu suchen. Ein schneidendes Gefühl von Heimathlosigkeit und Hoffnungslosigkeit schien plötzlich bei ihr durchzubrechen, sie schauerte heimlich zusammen, faßte sich aber wieder, und blickte mich an mit klaren Augen, in die etwas Entschlossenes und Selbständiges trat. Ich lud sie ein, morgen mit mir nach Schlesien zu fahren, und sie ging heiter auf diesen Scherz ein, erkundigte sich aber dann wieder mit fast ernsthafter Genauigkeit nach der Meilenzahl zwischen Berlin und Breslau. Sie schien einiges Vertrauen zu mir zu empfinden. Ihre klangvolle ausgebildete Stimme hatte zugleich einen äußerst gutmüthigen

Ton, und hauchte zuweilen die weichsten Nüancen der Seele aus. Sie hatte etwas von dem hamburgischen Dialekt, besonders in der schillernden Aussprache der Vocale. Ihre Gesichtsbildung, die in etwas großen Zügen einen stark ausgeprägten Madonnencharakter zeigte, gemahnte den Kenner auch einigermaßen an die Hamburgerin. Als das Gespräch mit ihr eben inniger sich in einander schlang, wurde sie abgerufen. —

Von mehreren Gängen und Geschäften in der Stadt kehrte ich erst spät gegen Abend in meinen seltsamen Gasthof zurück. Ich wußte schon, daß ich im Saal auf einem Sopha die Nacht würde zubringen müssen, weil die geringe Anzahl von Zimmern, welche das kleine Haus faßte, schon seit mehreren Tagen mit Gästen überfüllt war. Die lange schmale Ebene des Saales war an mehreren Orten von Seitenthüren durchschnitten, die in kleinere angränzende Zimmer zu führen schienen. Mein Nachtlager, auf dem ich mich eingerichtet hatte, war in der Nähe einer solchen Thür befindlich, und ich glaubte Geräusch und Tritte hinter derselben zu vernehmen. Dann ließ sich ein leises Schluch-

zen, ein recht bitteres Seufzen und Weinen hören, das jedoch bald wieder verstummte. Ich dachte an Antonie, und glaubte sie zu erkennen.

Ich streckte mich unruhig auf meinem Lager hin und her, es war später geworden, nur ein trübes Nachtlicht brannte in der entferntesten Ecke. Bei der großen Stille, die nun ringsum eintrat, hörte man nichts als das Drehen des Holzwurms in dem alten Gemäuer. Da öffnete sich mit heftigem Geräusch die große Saalthür und jener junge Mensch, der mir schon heut Mittag als mein Tischnachbar auffällig gewesen, stürzte polternd und stolpernd herein. Er war völlig betrunken, so daß er sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, murmelte einige wilde Flüche vor sich hin, und warf sich sodann auf ein mir gegenüber befindliches Ruhebett, wo er sogleich einschlief und in ein heftiges Schnarchen verfiel.

Die Mitternachtstunde mochte herangerückt sein, als ich durch ein kleines Geräusch in meiner Nähe wieder erwachte. Die Seitenthür neben mir hatte sich leise geöffnet, und eine Gestalt im weißen Nachtkleide, mit einem Licht in der

Hand, trat mit vorsichtigen Schritten herein. Es war Antonie. Ich hielt mich zurück, ich wagte kaum zu athmen. Sie schwebte wie eine Lichterscheinung an mir vorüber, die außerordentliche Schönheit der Glieder durchschimmerte das leicht verhüllende Gewand. Was will sie beginnen, was bedeutet ihr irresuchender Blick? Ich konnte von meinem Platze Alles deutlich wahrnehmen, was vorgehen möchte.

Sie stand drüben vor dem Lager des jungen Mannes betrachtend still, und beleuchtete ihn einen Augenblick, um seinen Schlummer zu prüfen. Dann setzte sie das Licht an den Boden nieder, beugte sich zu dem Schlafenden herab, und zog ihm eine goldene Kette mit einer daran befestigten goldenen Uhr, die er um den Hals trug, behutsam über den Kopf. Wie? War dies Diebstahl, hatte es einen andern unbegreiflichen Zusammenhang? Ich wußte mich vor Erstaunen nicht zu lassen, ich wollte aufspringen, Zorn, Empörung bemeisterten sich meiner, aber nein! dann konnte und wollte ich wieder an dieser edeln Gestalt, an diesem herrlichen Gesicht nicht irre werden.

In diesem Augenblick war aber auch schon der Schlummernde erwacht und sprang wie ein Rasender auf das Mädchen zu, das die Kette mit der Uhr zitternd in ihrer Hand hielt. Er faßte sie bei den Haaren, warf sie mit gräßlichen Schimpfreden, unter denen das Wort: Metze! verworfene Dirne! mich kalt durchrieselten, an die Erde nieder, und war eben im Begriff, sie auf das Entsetzlichste zu mißhandeln, als ich, hinzuspringend, ihn von hinten beim Genick ergriff und mit aller Gewalt zur Seite schleuderte. Seine ganze Wuth richtete sich jetzt gegen mich. Eine völlige Tollheit schien sich seiner zu bemächtigen, zähnegrinsend starrte er mich einen Augenblick an, zog dann ein langes Messer, das er in der Brust verborgen getragen, und stürzte damit schreiend und mit schäumendem Munde auf mich los. Ich würde schlecht davon gekommen sein, wären nicht auf den Lärm, der alle Schläfer des Hauses erweckt hatte, Mehrere herbeigeeilt, die den Unbändigen ergriffen und entwaffneten. Man konnte seiner nicht anders Herr werden, als daß man ihn mit Stricken band und davon

schleppte. Ich blickte mich nach Antonien um, sie war schon früher in ihr Zimmer verschwunden.

Im ganzen Hause wurde es wieder still, ich ging unruhig den langen Saal auf und nieder. Ich horchte an der Thür, aus deren Ritzen noch ein Lichtschimmer zu mir hereindrang, ich konnte leise Bewegungen unterscheiden. Mir lag unendlich viel daran, das räthselhafte Wesen noch in dieser Nacht zu sprechen, ihr Schicksal zu erforschen. Ich hörte, daß sie im Nebenzimmer schrieb, einen Brief faltete, versiegelte. Dann sprach sie mehrere Worte zu sich selbst, deren tiefen Klagelaut ich nur vernahm, nicht ihre Bedeutung. Aber vor diesem Seelenklang der Stimme schwand mir gänzlich aller niedriger Argwohn gegen sie. Ich konnte mich nicht länger halten, ich rief ihr zu, klopfte an die Thür, nannte bittend ihren Namen. Sie öffnete sie, hieß mich eintreten, und schloß dann wieder sorgfältig hinter sich ab.

Jetzt saß ich ihr gegenüber, in einem kleinen, spärlich erleuchteten Gemach, das fast nur mit ihrem Bett, einigen Stühlen und einem Tisch, auf dem Schreibzeug und einige Bücher lagen,

angefüllt war. Sie reichte mir still ihre Hand hin, und indem ich sie hielt, sah sie mit einem fragenden leuchtenden Blick, dessen Ausdruck ich nicht beschreiben kann, an mir herauf. Das prächtige lange Haar hing ihr aufgelöst über die Schulter, auf der Wange lagen einige Thränentropfen, sie weinte noch halb, halb lächelte sie, wie ein höherer Geist, der seinem Schicksal überlegen. Sie sah wunderschön aus, und legte die größte Ehrerbietung auf, indem sie zu sich hinriß. Ich fragte, ob sie mir ihre Geschichte vertrauen wolle?

Sie entzog mir ihre Hände, fuhr sich mit der einen über die Augen, und weinte leise in sich hinein. Dann sagte sie, gefaßt und mit Stolz sich aufrichtend: Ich fühle wohl, daß Sie sich ein Recht darauf erworben, ihr nachzufragen, und auch ohne dieß müßte ich Ihnen ja Alles erklären, da ich Ihnen unter so sonderbaren und zweideutigen Umständen begegnete. Meine Geschichte gleicht einem Brautkranz, der im Flechten unter den Händen zu einer Dornenkrone wurde. Mein Schicksal vergriff sich nur immer in der Wahl der Blumen, sonst

nichts. Es hätte Alles schön werden können, und wurde häßlich, die wohlklingendsten Grundaccorde wurden rauh und heiser, noch ehe sie in die Melodie übergehen konnten. Was soll ich sagen, wenn ich meine Geschichte in ihre Bestandtheile zerlege? Ich sehe zu wenig Schuld für mein Unglück, und zu viel Unglück für meine Schuld. Darum ist mein Herz noch stark und trotzig in seiner Hoffnung, wenigstens fühle ich den göttlichen Trotz, nicht zu klagen. Ich lasse Alles über mich ergehen, aber ich weiß, was ich verdiene. Ich bin neugierig, ob das Schicksal sich wirklich mit meiner Natur verrechnen wird, denn es hat mich bis jetzt behandelt, als kenne es mich und meine Art nicht. Hören Sie aber, welchen Eindruck die einfachen Thatsachen auf Sie machen werden.

Ich staunte, sie so reden zu hören. Dann begann sie zu erzählen.

Ich bin aus Hamburg, einer dort sehr geachteten Familie angehörig, in der ich zwar wenig Liebe, aber viele Gelegenheit zu meiner sorgfältigen Ausbildung fand.

Doch nein, unterbrach sie sich mit einer schmerz-

lichen Zuckung, in diesem Tone, der dem Anfang eines gewöhnlichen Romans gleicht, kann ich nicht fortfahren. Ich muß Ihnen in schnelleren Tableaux meine Ereignisse vorüberführen, nehmen Sie dann daraus den Zusammenhang, wie Sie können.

Ich schlich mich gegen Abend aus dem Hause meiner Eltern fort, der stille Abschied, den ich zu nehmen hatte, fiel mir nicht schwer. Der Vater war gut, aber schwach, ich küßte ihn noch einmal aus ganzer Seele, er wußte nicht, warum. Die einzigen Worte, die ich seit den letzten Monaten aus seinem Munde gehört, waren: Du sollst heirathen, wen Dir die Mutter bestimmt hat. Die Mutter küßte ich nicht, sie würde sonst Verdacht geschöpft haben. Gott, wir waren uns so fremd, daß es mir oft schien, als hätte sie mich nur darum geboren, um mich hassen zu können. Sie gehörte zu den Naturen, die gern hassen, weil sie gar kein Talent für die Liebe haben. Mich wenigstens hat sie kein einziges Mal geliebt. Ich aber liebte auf der ganzen Welt nur einen jungen, mit mir einverstandenen Freund, er hieß Wilhelm.

Ich muß anführen, daß ich unten in der Hausthür weinte, während ich unsere Zimmer ohne Thränen und Empfindung verlassen hatte. Es war mir schon einmal begegnet, daß meine Empfindung gerade an einer Stelle losbrach, welche eigentlich die gleichgültige war. In der Hausthür aber wurde es mir bitter, die Schwelle zum letztenmal zu überschreiten, es war mir, als hielte mich etwas beim Kleid zurück, nicht in die Nacht hinauszugehen. Dieselbe Thür hatte vor wenigen Jahren ein Bruder von mir hinter sich zufallen lassen, der dem väterlichen Hause heimlich entfloh. Dann aber hüllte ich mich fester in mein Umschlagetuch, und eilte mit einem klopfenden Herzen, in dem ich den Schmerz nicht mehr von der Freude zu unterscheiden wußte, über die noch geräuschvollen Gassen dahin. Erst an dem entfernten Steinthor hielt ich still, und lag in den Armen meines harrenden Freundes.

Ich sagte zu ihm: Losgerissen von den sichern Banden, welche das Weib an die hergebrachte Sitte knüpfen, komme ich zu Dir, mein Freund! laß mich an ein unerschütterliches Herz fallen!

Unsere Liebe, weil sie ächt ist, trägt die Sühne in sich für unsere Schuld! — Gott weiß es, wie ein Sacrament empfand ich seinen zärtlichen Kuß, mit dem er mich in den Wagen hob. Unsere Fahrt war zuerst nach Berlin bestimmt.

Wilhelm war reich, unabhängig, elternlos, amtlos, sein Inneres war voller Schönheit, sein Gemüth heiter und klar. Indem ich mich an ihn schmiegte, vergaß ich alle Sorgen der ganzen Erde. Sternenhell war die Nacht über uns, mein Herz frei und leicht und voller Liebe, das junge Herz war damals eine reiche Beute, mit dem die schnaubenden Rosse, die mich entführten, lustig davon flogen.

Ich wollte, wir wären immer auf der Reise geblieben und das Leben draußen hätte sich nur in der Fensterperspective dieses Reisewagens zu uns gestellt. So glücklich war ich. Ich blieb es und wurde es noch mehr zwei Monate lang in Berlin, in dieser Stadt des nackten Verstandes erlebte ich herrliche Pfingsttage meines so lange unterdrückten Gemüths, Auferstehung alles Guten und Schönen, was in mir war. Ich hatte an meine Eltern fest und besonnen ge-

schrieben, aber die Zeugnisse, die zu unserer Trauung herbeigeschafft werden mußten, waren noch immer nicht zu erlangen. Dies hätte mich zuweilen sehr geängstigt, wenn ich nicht so viel Leichtsinn, Zärtlichkeit und ein gränzenloses Vertrauen auf den Himmel besessen hätte. Wenn ich eine Zeitlang deshalb geweint hatte, dachte ich immer, Gott fragt nichts nach den Papieren, und lachte. Wir hatten unsre Zeit gut eingetheilt, lasen viel zusammen, und Wilhelm beschäftigte sich mit Zeichnen. Zuweilen that mir mein alter Vater leid, der jetzt ganz allein mit der Mutter in dem hohen fahlen Zimmer sitzen mochte und die heisern Glockenschläge der Michaeliskirche, neben der unser Haus lag, gähnend zählte. Eines Abends wartete ich lange, daß Wilhelm zu einer festgesetzten Stunde nach Hause kommen solle. Er kam nicht. Es wurde neun, zehn, elf, zwölf Uhr, er kam nicht. Ich fühlte zum ersten Mal mit heißen Schweißtropfen auf der Stirn, was es heißt, vergeblich zu warten auf Einen, der zu uns gehört, der sich uns entzieht. Ich bat Gott um Verzeihung,

wenn ich meinen Eltern vielleicht eine eben so bange Stunde bereitet, meiner zu warten.

Aber Wilhelm kam nicht, wie ich auch bangte und harrte die ganze Nacht hindurch. Der erste Tagesstrahl, der mit dem aufgehenden Morgen in mein Fenster drang, schoß mir wie ein Blitz betäubend über den Scheitel, und meine Angst machte sich in einem einzigen gellenden Schrei Luft. Es hätte noch zufällig sein können, daß er ausblieb, aber ich war schon überzeugt, daß er mich verlassen hatte, obwohl ich nicht wußte, warum. Ich rechnete Alles noch einmal nach und fand, daß in der ganzen Rechnung kein Irrthum war, aber in den Zahlen. Wir hatten mit unrichtigen Ziffern gerechnet, es mußte ein Bruch übrig bleiben. Schon öfter war es mir gewesen, als sei ich viel glücklicher, als er, aber ich wollte nur nicht daran glauben. Er hatte unser Stillleben nicht länger ertragen können, und ich sah ein, daß ich die Größe des Mannesherzens, von dem ich überhaupt in meiner Mädchenschwärmerei immer zu idealisch geträumt, in ihm überschätzt hatte. Den andern Tag erhielt ich einen Brief aus Leipzig, der

war gut geschrieben, versöhnlich nach seiner oberflächlichen Weltansicht, die ich oft für Genialität an dem heitern Jüngling gehalten. Er bot mir alle Mittel der Existenz, und machte Vorschläge zu einer Aussöhnung mit meinen Eltern. Ich lehnte Beides mit gleicher Entschiedenheit ab. Ich wollte, wie auch immer, fortan nur auf mein eigenes Schicksal gestellt sein.

Er war klein, ich beschloß, ihm nicht zu zürnen, und dachte an die Zukunft. Ich musterte die schönen, von seiner Prachtliebe reich geschmückten Räume, die zwei Monate lang der Tempel unserer Liebe und Täuschung gewesen waren. Was ihm angehörte und von ihm herrührte, verkaufte ich und schenkte den Erlös an die Armen. Vielleicht war mein Eigensinn thöricht, daß ich gar nichts, selbst zum Vortheil meiner prekären Lage, mehr von ihm besitzen wollte. Meine eigenen Kostbarkeiten, die ich zu Gelde machte, sicherten mich jedoch für den Augenblick. Ich wurde wieder guten Muthes, und fühlte keine Reue in meiner Brust. Was ich gethan hatte, war gethan, ich konnte

immer eine milde Richterin meiner eigenen Thaten sein, weil es das Schicksal schon streng genug mit mir nahm.

Jetzt komme ich auf einige Situationen meines Lebens, wo mir der Athem ausgehen möchte, sie zu schildern. Bis sich meine Zukunft feststellte, wollte ich eine kleine stillgelegene Wohnung in der Stadt beziehen, und meine bisherige Wirthin, eine alte Frau, versprach mich einer anständigen Familie zu überweisen, bei der ich für einen mäßigen Preis Aufnahme und Beköstigung finden könnte. Es war eine freundliche, etwas corpulente Dame in mittleren Jahren, die mir ein Zimmer, wie ich es wünschte, in ihrem Hause abtrat, und bat, daß ich mich zu ihrer Familie gehörig betrachten möchte. Ich blieb jedoch die ersten Tage ganz allein auf meinem Zimmer, und Niemand störte mich. Ich schrieb einige Briefe, um mir Gelegenheit zu einer für mich passenden Lage zu eröffnen. Dann empfand ich Langeweile und den Trieb, wieder mit Menschen zu verkehren, und begab mich eines Nachmittags hinunter in das Familienzimmer. Hier traf ich mehrere sehr geputzte junge Damen

an, die mir als Anverwandte des Hauses vorgestellt wurden. Ich fühlte mich ein wenig befremdet in diesem Kreise, so daß ich Anstand trug, den mir dargebotenen Platz anzunehmen. Die jungen Mädchen schienen sich übrigens wenig um mich zu bekümmern. Die eine saß am Flügel und sang, eine andere lehnte in einer sehr nachlässigen Stellung auf dem gelbseidenen Kanapee und las in einem Buche, an dessen ziemlich unsauber gewordenem Einband man eine gesuchte Leihbibliothekenlektüre erkennen konnte, noch vier andere saßen um einen kleinen Marmortisch und spielten Karten. Das Zimmer war übrigens ausnehmend elegant eingerichtet. Es währte nicht lange, so trat ein Offizier ins Zimmer, der sich auf eine sehr ungebundene Art mit den Damen in ein Gespräch einließ, und Scherze wagte, denen ich mit Erschrecken entfloh. Ich war erbleicht und erstarrt, und schlich mich nachdenkend auf mein Zimmer, das im zweiten Stockwerk lag. Dort hatte ich keine Ruhe, ich flog wieder die Treppe hinunter, suchte die Frau vom Hause, rief nach ihr, und fand sie nirgends. Alles was ich jetzt in dem Hause flü-

stern, rascheln, sich bewegen hörte, machte mir Angst. In meiner Bangigkeit ging ich auf dem Hausflur auf und ab, ich stürzte auf die Hausthür zu, und bemerkte, daß sie verschlossen war. Die Bücherleserin, welche auf dem Kanapee gesessen hatte, trat zu mir heraus, sie beredete mich, wieder mit ihr in's Zimmer zu gehen, und entschuldigte das Benehmen des Offiziers, der ein Verwandter der Familie sei, und leider öfter betrunken komme. Er sei nicht mehr da. Sie hatte noch am meisten Angenehmes in ihrem Wesen, ich folgte ihr halb gedankenlos und setzte mich an ihrer Seite nieder. Sie sprach Mehreres mit mir, schien gutmüthig und gebildet. Von den übrigen Damen fehlten jetzt einige, andere standen vor dem Spiegel, mit coquetten Anordnungen ihres Putzes beschäftigt. Da wurde die Hausglocke so heftig gezogen, daß ich in allen meinen Nerven zusammenbebte, die Thür ging auf, und eine Gesellschaft von mehreren älteren und jüngeren Herren stürzte mit tumultuarischen Gebärden herein. Eine Bowle Punsch wurde gefordert, bald stand sie dampfend auf dem Tisch, und da es inzwischen

Abend geworden war, flackerten zwei Gasröhren in starken Flammen auf und warfen eine blendende Helle über das Zimmer und die darin zusammengedrängten unheimlichen Gestalten. Mein Entschluß war gefaßt. Unter den Anwesenden befand sich ein ältlicher Herr, dessen Aussehen mir am meisten Zutrauen einflößte. Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu folgen und mich anzuhören. Draußen redete ich ihn mit den eindringlichsten Worten an, ich vertraute ihm die unglückliche Ahnung über mein Hiersein, und beschwor ihn, mir nur dazu behülflich zu sein, daß ich gleich im Augenblick dies Haus verlassen könne. Ich fand fast mehr Theilnahme und Glauben bei ihm, als ich erwarten konnte, denn nachdem er heftig und drohend mit der Wirthin des Hauses gesprochen, traf er Anstalten, für die ich ihm nicht Dank genug wissen konnte. Es war ein Baurath, von bekanntem Namen, in dem ich einen augenblicklichen Beschützer gefunden. Er führte mich in diesen Gasthof, dessen Besitzer, ein alter würdiger Mann, sein Freund, und wo ich seit einigen Tagen die Stelle einer Oberaufseherin

und Wirthschafterin vertrete, bis sich eine günstigere Gelegenheit getroffen, die mich in das Gewohnheitsgeleis des bürgerlichen Lebens, das ich eigenmächtig verlassen, zurückführe.

In diesem Hause stand mir noch ein neues Ereigniß bevor. In friedlicher Wehmuth schlich ich durch die Säle und Zimmer, an den mir obliegenden Pflichten mir genügen lassend, als plötzlich ein ganz abgerissener, elend aussehender Mensch hereintrat, um ein Nachtquartier zu begehren. Eine größere Verwilderung hatte ich noch nie abgedrückt gesehen an einer menschlichen Gestalt, als an dieser. Ich weiß nicht, welcher Schauder mich ergriff, als er mich so auffallend anstarrte und einen kalten, höhnischen, durchbohrenden Blick an mir festheftete. Dann überflog sein Gesicht ein wundersames Lächeln, er streckte mir die Hand entgegen und sagte schneidend: Wie kommst du hieher, Antonie? Ich glaubte dich in Hamburg, bei Vater und Mutter, und finde dich hier! Bist du die verlorene Tochter, wie ich der verlorene Sohn? — Heiliger Gott, es war mein Bruder Michael!

Nichts von meinen bisherigen Erlebnissen glich dieser Erschütterung, diesem Schreck meines innersten Herzens. Ich dachte an jenen Abend, wo ich Thränen um ihn vergoß, als er nicht wieder nach Hause kam, und die Mutter schrie: der Ungerathene ist fortgelaufen! Ich fühlte auf einmal eine gränzenlose Hinneigung zu ihm, trotz seiner abstoßenden Erscheinung. Ich fiel ihm um den Hals, weinte aus überströmender Seele, und nannte das Unglück süß, das Bruder und Schwester in solcher Lage gänzlicher Lebenszerschleuderung zusammenbringe. Er stieß mich leise von sich, sagte, ich möchte mich nicht beschmutzen an seinen Pilgerkleidern, und forderte ein Glas Wein, wenn ich ihm Liebe erweisen wollte. Vor diesem saß er schweigend, und ich stand lange vor ihm, ihn betrachtend, mit gefaltenen Händen und bittenden Augen. Ach, es wäre mir die größte Genugthuung meines armen zerfahrenen Lebens gewesen, hätte ich etwas gewußt, ihn glücklich zu machen! Er stieß Schmähreden aus gegen unsere Eltern.

Er hatte sich in der ganzen Welt umhergetrieben, war in Griechenland gewesen, in

Petersburg, und überall mit seinen Planen gescheitert. Ich beredete mit ihm seine Zukunft, und vergaß das Leid meiner eigenen darüber. Ich schenkte ihm Alles, was ich noch irgend an Werth besaß, um ihn äußerlich wieder auf einen anständigen Fuß zu stellen. Er hatte immer ein bedeutendes musikalisches Talent gezeigt, und wollte es jetzt damit auf dem Theater versuchen. Ich rieth ihm selbst dazu, auf die Bühne zu gehen, und sagte, durch die Kunst der Lüge könne er vielleicht die Wahrheit seines eigenen Lebens wiederfinden, wenn er es fortan treulich meine. Alles scheint jedoch bei ihm an der unseligen Leidenschaft des Trunkes zu scheitern. Was ich ihm gegeben, hat er bereits verschleudert, ohne daß es ihm für die Besserung seiner Lage zugutgekommen wäre, und es scheint, daß ihn der Abgrund, über dem er taumelt, rettungslos verschlingen wird. In der heutigen Nacht wollte ich ihm meine goldene Uhr, die er mir mit Gewalt abgedrungen, wieder nehmen, um sie für einen Augenblick der Noth, bei so banger Lebensaussicht, aufzusparen. — — —

Hier endigte Antonie ihre Erzählung. Sie stand auf und schien außerordentlich blaß geworden, aber in hoher würdiger Haltung schwebte ihre leidtragende Gestalt aufrecht. Das Licht war heruntergebrannt, die Nacht verflossen, und sie ging hin, die Läden zu öffnen, durch deren Spalten schon die bleiche Morgendämmerung hereinbrach. Unten im Hause wurde es schon rührsam, mir fiel ein, daß ich in wenigen Stunden mich zur Abreise anschicken mußte. Mich hielten aber Gedanken und Vorstellungen aller Art an dieser Stelle fest, wo ich die schicksalsvolle Geschichte eines so selten begabten Gemüths vernommen. Ich trat zu ihr hin und fragte, ob sich denn nichts für sie ereignen könne, um ihr armes schönes Leben wieder einzurichten? Sie sagte, ihr sei bald und leicht zu helfen. Sie hätte Kenntnisse, Geschick, guten Willen und Muth, um jede passende Situation zu ergreifen. Sie wünsche eine Stelle als Erzieherin und Lehrerin, in irgend einem wohlwollenden und anständigen Hause.

Ich habe kaum jemals einen freudigeren Moment in meinem Leben gehabt, als jetzt, wo

ich die Möglichkeit vor mir sah, ihr zu helfen. Ich konnte ihr nämlich sehr bestimmte Hoffnungen machen, da ich sogar den Auftrag hatte, für eine mir anverwandte Familie, die in Oberschlesien auf dem Lande wohnte, eine gute Hauslehrerin zu gewinnen. Ich sagte es ihr mit fast triumphirender Freude, sie lächelte dankbar auf, ihre Wangen rötheten sich mit Zuversicht und Vertrauen. Dann legte sie mir die Hand auf die Schulter, ließ sie langsam an mir herabhangen, und sagte, wieder traurig werdend: sie wolle und dürfe nicht zu rasch hoffen, um ihr eifersüchtiges Schicksal nicht zu erzürnen! Ich sprach ihr noch einmal Worte des Trostes zu, und nach einigen Verabredungen trennten wir uns.

Ich will Euch jetzt kurz diese seltsamen Ereignisse zu Ende bringen. Ihre leuchtenden Blicke beim Abschied begleiteten mich auf die Reise und spornten meinen Eifer zu ihrem Dienste. Es gelang mir, Alles für sie anzuordnen, und nach Verlauf von acht Tagen war sie schon in Schlesien und trat ihren Beruf mit freudestrahlender Bereitwilligkeit an. Bei dem enggemes-

senen Horizont unseres Familienlebens fand ich es aber für gut, über Antoniens frühere Verhältnisse den Schleier des Verschweigens zu decken. Ihr Benehmen in dieser Familie war musterhaft, sie leistete viel und machte sich durch ihr holdseliges Wesen, ihren gediegenen Charakter und ihre Kenntnisse und Talente so beliebt und geachtet, daß sie fast den Mittelpunkt dieses kleinen, schlesisch gemüthlichen Kreises zu bilden schien. Ich sprach von Zeit zu Zeit auf diesem Landgut als Gast ein und weidete mich an den neuen Lebensbewegungen der Glücklichen, die sich eine Genesene vom unruhigen Fieber des Lebens nannte. Sie war heiter und hingebend geworden wie ein Kind. Dann entfernten mich wieder Reisen von diesem Ort.

Die erste Nachricht, die ich wieder von Antonien erhielt, war, daß sie Braut sei. Ein wackerer Landedelmann in der Nachbarschaft hatte eine Neigung zu dieser herrlichen Gestalt gefaßt, und ihr seine Hand angeboten, in die sie auch einwilligte. Sie war edel genug, alle phantastischen Verletzungen des Hergebrachten, an denen ihr Lebensschiff leck geworden war,

jetzt rächen zu wollen durch eine feste Einfriedigung des Daseins an der ehelichen Hand eines kaltverständigen, pflichtstrengen, aber treugesinnten Mannes.

Der Tag der Hochzeit war herangerückt. Er sollte in der Familie, der Antonie die letzte Zeit angehört hatte, gefeiert werden und im Zimmer des ländlichen Schlosses hatten sich die Gäste zur Trauung versammelt. Als der Priester eben im Begriff stand, zum Werke zu schreiten, wurde die Thür aufgerissen und ein junger Mann, dessen drohende Miene alle Anwesenden befremdete, trat herein. Er stellte sich mitten unter die Versammelten, und behauptete, daß er die Braut vor fünf Monaten in Berlin in einem Hause gesehen habe, das zu bezeichnen hinreichend sei, um dem Bräutigam die beabsichtigte Verbindung mit ihr zu verbieten. Er weist Zeugnisse auf, woraus sich ergiebt, daß Antonie am 15. Mai 1834, als in das Haus der Madame ** in der ** straße eingezogen, polizeilich angemeldet worden ist. Der Schrecken und die Niederschmetterung der ganzen Gesellschaft sollen unbeschreiblich gewesen sein, todtenbleiche Ge-

sichter umstanden den erschütterten Bräutigam, der die Hand der beispiellosen Dulderin fahren ließ und sich von ihr abwandte. Sie aber verhüllte ihr Haupt und ging langsam zur Thür hinaus. Als man sich endlich wieder sammelte, als man zu prüfen und nachzudenken begann und seine Augen auf das geschmähte Mädchen richten wollte, war sie nirgends zu finden. Auch der Fremde war verschwunden. Antonie ist seitdem nie wieder gesehen worden.

Nachdem mir die Kunde von diesem beweinenswerthen Ausgang geworden, setzte ich den betheiligten Personen die Bewandniß mit jenem Hause auseinander, in welchem Antonie in Berlin allerdings an dem einzigen Abend gesehen worden sein konnte. Alle Nachforschungen nach ihr, alle Andeutungen in den öffentlichen Blättern, daß man sie wieder zurückkehren zu sehen wünsche, blieben jedoch unerfüllt. Man hat nie wieder etwas von ihr vernommen. Das kleine Mädchen, dessen Erziehung ihr übertragen gewesen, verfiel in eine Krankheit aus Sehnsucht nach der Lehrerin, der sie sich so zärtlich angeschlossen hatte. —

4.

Unser Freund, der Maler, schloß hier mit bewegter Stimme seine Novelle. Wir sahen es ihm an, daß ihm diese Erzählung zu Herzen gegangen war, und ehrten eine Zeitlang durch Schweigen sein Nachdenken, das sich auch uns über das Lebensbruchstück dieser räthselhaften Hamburgerin mittheilte.

Ich sagte, wenn es nicht Zeit geworden wäre, nach Hamburg zurückzukehren, damit uns Constantin endlich mit seiner Braut bekannt mache, die wir künftig als congeniale Freundin in unsern Geisterbund aufnehmen werden, so wollte ich Euch noch die Geschichte einer Wienerin erzählen, an die ich durch die Schilderung der Hamburgerin, jetzt wunderbar, ich weiß selbst nicht wie, mich erinnert fühle. Aber die goldensonnige Gegenwart soll heut ihr Recht behaupten, nicht die unglücklichen und geheimnißvollen Bilder der Vergangenheit!

Nicht so! sagte Constantin, nachsinnig vor sich hinblickend. Meine Braut bringt den heutigen Tag auf dem Lande zu, in dem stillfried-

lichen Wandsbeck, wo sie sich manche Tage ganz der Einsamkeit widmet, und dann auch nicht gern aufsuchen läßt. Sie hat ein tiefbewegtes und immer in sich arbeitendes Gemüth, dem ich zuweilen die äußere Windstille gönne, um sich ganz in das schöne Netz des eigensten Selbst einzuspinnen. Dann giebt sie sich wieder mit fröhlichem Lebensübermuth an den Tag und den Umgang hin, heraustretend aus einem Seelenhintergrund von unendlicher Bedeutung. Jetzt aber wird es erst schön und prächtig hier auf unserer Elbuferhöhe, und ich rathe noch treu zu bleiben dem Gespräch, dem Wein und diesen so eben anlangenden, Himmel und Erde versöhnenden Beefsteaks Altenglands, welche drei Gegenstände wir so lange nicht miteinander theilten. Dann darf uns auch die Wienerin nicht entgehen, auf deren Schicksale uns unser Freund begierig macht, denn ich interessire mich nicht weniger für die Wienerinnen, als für die Hamburgerinnen.

Wir spendeten diesen Worten unsern Beifall, und die lachende Sonne schien hernieder auf unser Frühmahl, zu dem wir uns zuvörderst

anschickten, während Windstöße voll frischer Meeresluft zuweilen den Strom herauffuhren und uns von fernher bestrichen.

Von Hamburg auf Wien zu kommen, nahm Constantin wieder das Wort, gewährt überhaupt viele Beziehungen, und die Vergleichung beider Städte, in denen ich längere Zeit gelebt, hat sich mir oft genug aufgedrungen. Soll noch irgendwo von einer tüchtigen Gesundheit der Existenz heut die Rede sein, so darf man sie nur in Wien und in Hamburg suchen, wo sie, ungeachtet des verschiedensten Treibens hier und dort, auf einer gleichen Hineinbildung des Daseins in das Reale und Wirkliche sich gegründet hat. Alle andern großen Städte Deutschlands kranken im Inhalt wie in der Form des Lebens, und ihre Krankheit schleicht noch dazu ohne alle pathologische Krisis dahin. Wien und Hamburg sind kerngesund, es sind die Marktplätze des Augenblicks, wo der Moment wichtig ist für den Genuß, wie für die Geschäfte, und im frischen Schaum abgeschöpft werden muß von dem Wellenspiel des Tages. Alle Vortheile und alle Nachtheile, die es mit sich bringt,

auf solche Weise gesund zu sein, vereinigen sich hier an der Elbe, wie dort an der Donau, denn der Mangel jener göttlichen Krankheit, die alle Wundenmahle der Zeit an sich aufzuweisen hat, wie die Nonne Emmerich alle Nägelmahle des Herrn an ihrem verzückten Körper, muß auch wieder als ein Nachtheil angeschlagen werden. Aber es hat sich gezeigt, daß bei den Schmerzen wie bei den Hoffnungen und Idealen dieser Zeit gleichwenig herauskommt, und da das Märtyrerthum der Ideen mir in einer solchen Epoche längst lächerlich geworden ist, so erkenne ich den Materialismus der Gegenwart oder die Gegenwart des Materialismus dermalen für das einzig richtige Lebensprinzip an. Das wahre Herrnhuth für dies Prinzip ist in Wien und Hamburg oder nirgends zu finden. Hier oder nirgends ist jetzt Herrnhuth! Hier ist Frieden mit der Tradition und Versöhnung mit der bestehenden Wirklichkeit, und an die Stelle der Zukunft, deren Sterne anzubeten sich die Menschheit in Schmerzen verzehrt, ist schon der Genuß getreten, und ein weitausgreifender Vertrieb des Weltcapitals. Wie durch seine

überseeische Perspective das Leben Hamburgs in das hohe Meer des Welthandels einströmt, so hält das epikurische Wien als Bazar der Diplomatie und durch patriarchalisch-aristokratisches Großleben die Weltfäden in der Hand, mit denen es sich der Bedeutsamkeit des Allgemeinen verknüpft. Beide Städte, obwohl sehr eigen in sich beschlossen, sind also keineswegs eingepfercht in ihren Richtungen, sondern lassen alle Elemente des andringenden Lebens ein und aus, bleiben aber durch dieselben unverändert. Das Bestehende wird in Hamburg durch das Interesse des Handels und der Gewerbe, in Wien durch die Anhänglichkeit an die Religion, den Kaiser und das Vergnügen vertheidigt. Ein bestimmter Mittelpunkt des Lebens ist in beiden Städten vorhanden, in Hamburg concentrirt er sich im Hafen und in der Börse, in Wien im Katholizismus, von dem alle übrigen Ausstrahlungen des Tages sich herleiten lassen. Mit dem sichern Ergreifen der Gegenwart verbindet sich der Genuß, der hier wie dort als das gemeinsame Banner mit goldgestickten Rändern und fröhlichen Lebensfarben hoch emporflattert.

In Hamburg motivirt sich der Genuß immer durch die Arbeit, welche ihm vorangegangen ist, und mit der es von dieser vielthätigen Bevölkerung sehr ernstlich genommen wird. In Wien entsteigt der Genuß mehr dem Naturell, der Gewohnheit und Gelegenheit des Tages, dem holden Müssiggang und der süßen Leidenschaft. Darum ist er hier genialer, leichter, flüssiger, und wird naiv durch den Volkshumor, der sich ihm zugesellt. In Hamburg, diesem nordischen Capua, wo das Vergnügen das anstrengende Geschäft ablöst, tritt eben deshalb die Freude in einer derberen und handfesteren Gestalt auf, und greift zu nach tüchtigen Stoffen und Massen, um zu zeigen, daß sie auch wirklich genieße. In beiden Städten wird erstaunlich viel gegessen, in Wien ißt man mit Grazie in infinitum, und verdaut durch Strauß und Lanner. Deshalb hat die schöne Fülle des Fleisches, die hier angesetzt wird und deren reizenden Repräsentanten, den Wienerinnen, man in den Mittagstunden am Graben und Kohlmarkt oder die Kärnthnerstraße entlang in den seltensten Erscheinungen begegnet, noch immer etwas durch-

sichtige und durchschimmernde Poesie an sich. In Hamburg macht Einem auf den großen betäubenden Diners die Naturgeschichte mehr zu schaffen. Der Hamburger dinirt mit Ernst und Gewichtigkeit, die aufgetragenen Gerichte, die seltenen Seefische, die kostbaren Hummern, die ausgesuchten substanzreichen Suppen, nehmen eine gewisse feierliche Grandezza in Anspruch, und lassen die Größe des Werkes, zu dem man sich niedersetzt und dessen Schwierigkeit besonders in der Verdauung liegt, still bedenken. Die Unterschiede des Lebens wird man immer am meisten an den öffentlichen Vergnügungsörtern gewahr. Man sitze unter den glänzenden Reihen des Sperl und beobachte die Körperbewegungen der braunen, lebhaften Wienerin, mit denen sie die Takte der Musik unwillkührlich begleitet, während sie die siegesgewissen Blicke auf ihre Nachbaren umhergleiten läßt; oder man verweile im Elbpavillon auf dem Wall oder in dem herrlichen Alstergarten zum alten Raben, wo die festgenährte weiße Hamburgerin in behaglicher Existenz auf und nieder wandelt, oder man besuche in Prag die Abendconcerte auf der

in der Moldau so reizend gelegenen Färberinsel oder Schützeninsel, wo nur die dunkeln Augen der Böhminnen in lebhafter Bewegung sind, sonst aber kaum ein Wort verlautet und Jeder still und stumm an dem Andern vorübergeht. Welche verschiedene Physiognomien, die aus verschiedenen Bestandtheilen des Lebens sich zusammensetzen! Im Ganzen zeigen sich die Klassen der Gesellschaft an den öffentlichen Orten getrennter in Hamburg, als in Wien. Ein Tanzfest im Augarten mit seinen üppigen rauschenden Walzern zieht die ganz schöne und vornehme Welt Wiens herbei und durch die blendend erleuchteten Lustgänge sieht man stolzgeschmückte Fürstinnen neben Grisetten und Kammerjungfern wandeln. In Hamburg sind die Tanzsalons fast nur mit den unzähligen Bajaderen dieser Stadt angefüllt. Welche Aufgabe für einen Hogarth, einen Ball in den weltberühmten Salons von Peter Ahrens oder Dorgerloh zu skizziren! Dieses tumultuarische Aufundniederbewegen vieler hundert Gestalten, untermischt mit schaulustigen Fremden aller Nationen, der Tanz geht an, bald in stürmischen

Walzern und Galoppen, die den ganzen Saal durchfegen, bald in einzeln abgetheilten Gruppen des Contretanzes, welche die Zuschauer in dichtem Gedränge durchschreiten; dann läßt sich auf einmal ein lautes Kreischen vernehmen, eine Tänzerin hat Krämpfe bekommen, in einer andern Ecke des Saals entsteht ein Lärm und Zusammenlauf, zankende Stimmen toben durcheinander, da rauscht die Musik mit Alles übertönenden Doppeltakten auf, um den Aufruhr zu beschwichtigen, der Tanz entbrennt von neuem in stürmischen Touren; nun tritt eine längere Pause ein, der Fußboden wird besprengt mit malerisch ausgegossenen Wasserkreisen, man unternimmt Spaziergänge durch den Garten, oder hier und dort auf der Galerie bilden sich einzelne Gruppen und Gelage, wo ein Fremder einige Flaschen Wein spendet, bis endlich gegen den anbrechenden Morgen hin der letzte ersterbende Ton im Saale gespensterhaft versummt. Will man noch in tiefere Regionen hinabsteigen, so kann man die nächtlichen Schauder des Hamburger Berges, den unheimlichen Sitz ägyptischer Bacchanalien, vergleichen mit dem Volks-

treiben des Lerchenfeldes in der Vorstadt Wiens, oder auch mit dem sogenannten Wurstelprater, wo freilich die Harmlosigkeit des Wieners sich noch ziemlich außerhalb dieser Parallele hält. Dennoch ist im strengsten Sinne die größere Sittlichkeit auf Seiten Hamburgs, wenigstens was das Gesellschafts- und Familienleben betrifft. Ein Lieblingsausdruck der Ehefrauen in Wien ist: „G'scheidt sein!" und diese Gescheidtheit, welche sie sich nachrühmen, ist der Sicherheit der Ehen weniger günstig, als die blauäugige Treue des hamburgischen Eheweibes, das aus dem strenggezogenen Kreise der Pflicht nicht so leicht heraustritt. Dagegen muß man gestehen, daß das Straßenleben nirgends frecher und unsittlicher vor sich gehen kann als in Hamburg, während in Wien umgekehrt größerer Anstand draußen auf den Gassen herrscht, als im Innersten der Häuser. — —

In einigen Wechselgesprächen führten wir diese Parallelbilder von Wien und Hamburg, die Constantin in solcher Art angeregt hatte, noch weiter aus. Ich fand daran einen guten Uebergang zu meiner den Freunden versprochenen

Erzählung, zu der ich nach einigem Nachsinnen mein Gedächtniß auffrischte, und dann begann.

5.

Eisenbahnpartie mit einer Wienerin.

Vor anderthalb Jahren befand ich mich in Wien, und wanderte öfter nach Tabor hinaus in das beliebte Ferdinand- und Marienbad, wo die silbergraue Donau in dem sogenannten Kaiserwasser zur Kühlung und Erfrischung einladet. In den Vormittagstunden trifft man auf diesem Platze viel auserlesene schöne Welt beisammen, besonders da es seit kurzem für die Wienerinnen allgemeine Mode geworden war, in der nicht weit von hier errichteten Damenschwimmschule schwimmen zu lernen. Ganze Gesellschaftswagen voll hübscher Kinder sah man heranfahren, und es war ein Vergnügen, sie zu beobachten, wie sie unter Lachen und Schäkern ausstiegen, dann mit einem possierlichen Seitenblick hinter das Gezelt der neuen Lehranstalt schlüpften und nach einer Stunde erfrischt und rosawangig, wie dem Meer entstiegene Göt-

tinnen, zurückkehrten. Ein mit durchgreifenden Weltverbesserungen sich tragender Freund, mit dem ich hier öfter in den kleineren Badabtheilungen badete, pflegte dann philosophische Betrachtungen anzustellen über den Einfluß, welchen diese neue Bewegung des weiblichen Geschlechts auf die Cultur, die Geschichte und die socialen Fragen ausüben könne.

Eines Tages stand ich hier in diesem anmuthigen Getümmel, und schaute die Vorübergehenden und Ankommenden an. Da traf mich aus einiger Entfernung der Ton einer Zither, und bald erschallte auch der Gesang einer weiblichen Stimme dazu. Der Ausdruck war eigenthümlich genug, um mich den Klängen nachzuziehn, und als ich das Gedränge zertheilte, fielen meine Blicke zuerst auf ein schönes großes Mädchen, die sich mir als die Sängerin dieser glockenhellen Töne darstellte. Neben ihr stand an einen Baum gelehnt ein blinder Zitherspieler, von noch jugendlichem, aber widerwärtigem Aussehn. Seine finstern entstellten Züge kannten die Milde nicht, die sonst über die Gesichter der Blinden verbreitet ist, er schien ein von

Unglück und Schuld schwer getroffener Mann, aber die wilde Hast, mit der er die Saiten seines Instruments rührte, brachte Melodien hervor, die eine Meisterhand verriethen. Jetzt sang seine Begleiterin ein altböhmisches Volkslied, das er nur mit wenigen schwermüthigen Accorden accompagnirte, während sie, in allem Ausdruck ihrer schlankgewachsenen Gestalt sich erhebend, ein wunderbares Seelenleben der Stimme in diesen Tönen ausschüttete. Ihre herrliche Stimme maß fast drei Octaven im Umfang, aber noch mehr Erstaunen erregte die Gewalt der Empfindung, die sie in diese naiv schmerzlichen Volkslaute verlegte, und worin sie sich, mit emporwallendem Busen und feuchten Augen, gänzlich vergaß, unbekümmert um alle Zuhörer. Sie trug sich sehr einfach, in einem weißen Kleide, das eng und schlicht die edelsten Glieder umfloß, der Kopf war nur mit ihrem hellbraunen glänzenden Haar geschmückt, dem sich über dem Scheitel ein weißer Schmelz zierlich anlegte. Sie hatte die vollblühende und prächtige Natur einer Wienerin an sich, obwohl ich zweifelte, daß sie dieser Gegend heimisch

angehören mochte. Die Zuhörer spendeten reichlich auf das Notenblatt, auf dem sich mehrere Goldstücke zeigten. Sie empfing stolz und schweigend, ohne Dank zu sagen, aber ihr feines nachdenkendes Gesicht, bald erröthend, bald erblassend, kämpfte mit einem Anflug von Trauer, den es selbst wieder an sich zu zerstreuen strebte. —

Als ich nach einer halben Stunde aus meinem Badezelt wieder heraustrat, begegneten meine Augen zuerst dem blinden Zitherspieler, der einen lauten Lärm um sich her erhob. Er ergoß sich in Klagen und Verwünschungen und griff wie vom Wahnsinn befallen mit den Armen in der Luft umher. An seiner Seite fehlte die schöne Führerin, die ihn geleitet und zu seinem Instrument gesungen hatte. Die Umstehenden suchten ihm Trost zuzusprechen, aber er gebärdete sich mit trotziger Widerspenstigkeit gegen alle Rathschläge, und rief unaufhörlich den Namen Derer, die ihn verlassen zu haben schien. Er behauptete, sie habe längst die Absicht gehabt, ihn seinem hülflosen Zustande preiszugeben, sie sei entflohen und werde freiwillig nicht wieder zu ihm zurückkehren. Auf Befragen

nannte er sie seine Frau, doch so, daß man sehr daran zweifeln konnte. Eine Menge von Menschen hatte sich um ihn versammelt, die Gesellschaftswagen, mit Rückkehrenden nach der Stadt überfüllt, hielten auf dem Fahrwege still, um dies seltsame Schauspiel abzuwarten. Indem meine Blicke zufällig auf einen dieser Wagen hinstreiften, sah ich auf dem hintersten Sitz desselben, ganz in eine Ecke gedrückt, eine weißgekleidete weibliche Gestalt, in der ich sogleich die Führerin des Blinden wiedererkannte. Sie hatte sich in meiner Seele zu fest und bedeutsam eingeprägt, um nicht auf der Stelle herauszufinden, daß sie es war. Ich trat näher und ihr großes ernstblickendes Auge begegnete dem meinen, das sich wie fragend auf sie richtete. Ich schwieg, und faßte den Entschluß, sie nicht zu verrathen, ich weiß selbst nicht warum. Ich hatte im Stillen Partei für sie genommen, denn dem Blinden, dessen widerwärtiges Wesen mich gegen ihn einnahm, konnte man nicht mehr vertrauen, als ihrer würdigen Erscheinung, an der gewiß größeres Unrecht gethan worden, als sie selbst für den ersten Anschein ihrem Gefährten

jetzt zufügte. Auch behaupteten Einige aus der Menge, es mit angesehen zu haben, wie er sie zuvor, als Beide nebeneinander fortgingen, heimlich mißhandelt und gestoßen. Sie aber wurde jetzt in ihrem Versteck von Niemanden bemerkt. Wahrscheinlich war sie, nachdem sie den Blinden verlassen, auf diesen Wagen gesprungen und hatte den Kutscher für sich zu gewinnen gewußt. Denn dieser trieb jetzt seine Pferde an, und während die andern Gesellschaftswagen noch still hielten, fuhr er im raschen Galopp mit dem wunderbaren Flüchtling davon. Es war mir, als kehrten sich ihre Augen noch einmal mit dankbaren Strahlen auf mich zurück, der ich ihr bis in die weiteste Entfernung mit meinen Blicken nachfolgte. —

Ich verließ den Platz, ohne mich um den unglücklichen Zitherspieler ferner zu bekümmern. Es war für mich Zeit geworden, einem Mittagessen zuzueilen, das mehrere Freunde und Bekannte, mit denen ich während meiner Anwesenheit in Wien zusammengelebt, beim Sperl verabredet hatten. Ich sollte an diesem interessanten Kreise, in dem sich mehrere Literaten des

Kaiserstaats, unter andern auch der originelle Philosoph Anton Günther, befanden, heut zum letztenmal theilnehmen, da ich noch an demselben Abend von Wien abreisen mußte. Ich eilte daher durch den schattenreichen Augarten in die Leopoldstadt zurück, und traf in dem Garten des Sperl schon die Theilnehmer dieses philosophisch-katholischen Diners bei einander. Wenn es mich nicht von meiner eigentlichen Erzählung diesmal zu weit abführte, wollte ich Euch dies merkwürdige Mittagessen ausführlicher schildern, in dem ich, ein armes Weltkind, zwischen Propheten links und rechts gesessen war, und wo zu den Gesprächen, welche die aufgeklärte Legitimität dieser Abbé's durch den sonst an andere Dinge gewöhnten Saal erschallen ließ, draußen vom Garten her straußische Tanzmelodieen accompagnirend einfielen, der barockeste Contrast, dem ich mich noch je in meinem Leben ausgesetzt gefunden. Bei allen Streitigkeiten über die Neugestaltung des kirchlichen und religiösen Lebens ließen wir uns doch die unbestrittene Substanz der wiener Küche vortrefflich behagen. Da erhob sich die kleine

kräftig gedrungene Gestalt Anton Günther's, er hielt sein gefülltes Glas in die Höhe, und brachte einen Toast aus: den Manen Hegel's! Mit allgemeiner Zustimmung der Herzen wurde dies aufgenommen, die vom österreichischen Wein blinkenden Gläser stießen hell wie Festglocken aneinander, und es möchte das erstemal gewesen sein, daß dem Traubensaft Oesterreichs auf der einen, und der Philosophie Hegel's auf der andern Seite die Ehre widerfahren, sich gegenseitig zu verherrlichen. Diese Vermittelungskeckheit war aber der Schule eigen, zu der mich in Wien ein persönliches Attachement hingeführt hatte, und an deren Spitze Günther stand, ein Mann, der eine Fülle von Tiefsinn verbunden mit Phantasie und poetischem Humor darauf verwandte, den festgewurzelten Katholizismus mit den neuen Frühlingen der sich fortbewegenden Idee zu vermitteln. Meine ganze Aufmerksamkeit war nur auf ihn gerichtet. Er trug sich in der bekannten Tracht der Weltgeistlichen, die Stiefeln über die Beinkleider gezogen, mit einem gewissen reinlichen und sorgfältigen Zuschnitt seines ganzen Wesens, der ihm etwas

Eigenes in der Erscheinung giebt. Bemerkenswerth ist seine schöne weiße Hand, wie man sie selten an einem Manne erblickt. In seinem glatten, etwas scharf ausgeschnittenen Gesicht ist zersetzende Analyse mit feinsinniger Gemüthlichkeit zu lesen. Er war in seiner Jugend in einem Jesuitenkloster in Gallizien, hat ein merkwürdiges inneres Leben durchgelebt, und ist jetzt Censor in Wien, wo er für seine Ideen eine stille und kleine, aber geistvolle Gemeinde um sich versammelt hat. In seiner Behausung läßt er sich nicht gern aufsuchen, ich habe ihn immer nur im Freien und auf Spaziergängen gesprochen, wo er sich zuweilen plötzlich, wie in Gedanken verloren, absondert und dann nach einiger Zeit wieder aus einem Waldpfade mit freundlicher Miene der Gesellschaft entgegentritt. Bei diesem Diner aber faßte auch mich zuletzt die vermittelnde Tendenz an, ich ließ mir die beste Sorte Oesterreichs, den Gumpoldskirchner herbringen, und um Alles, was es nur in unserer Zeit an Vermittelung geben könnte, zu überbieten, trug ich mit hochemporgehobenem Kelchglas einen Toast aus „auf die Versöhnung

zwischen Welt und Religion, Poesie und Sittlichkeit!“ Dies war Allen zu viel, kein Mensch wollte darauf anstoßen, und halb ärgerlich, halb lachend nahm ich Abschied, um meine Reise vorzubereiten, während die Andern noch bei den Gläsern und bei ihren Meinungen sitzen blieben. —

Um zehn Uhr Abends ging die Eilpost nach Linz ab. Ich hatte mich etwas zeitig beim Postgebäude eingefunden, und musterte die reisefertigen Gestalten, die dort in großer Anzahl dem Abgang der Wagen entgegensahen. Eine verhüllte weibliche Figur erregte am meisten meine Aufmerksamkeit, einen kleinen Reisesack an der Hand stand sie still und bewegungslos in der dunkelsten Ecke des Flurs, Niemand schien sie zu begleiten oder ihr anzugehören, zuweilen blickte sie sich scheu und vorsichtig um. Ich stellte mich in ihre Nähe, und als eben ein Postbedienter mit der Laterne vorüberging, erhellte das Licht ihre ganze Gestalt, und ich erkannte zu meinem Erstaunen die Sängerin, die ich am Morgen in einem so räthselhaften Verhältniß zu dem blinden Zitherspieler gesehen. Ich wollte einige

theilnehmende Worte an sie richten, da es mir schien, als hätte sie auch mich ungeachtet einer stummen Begegnung im Gedächtniß behalten, als, sonderbar genug, der Blinde, geführt von einem Knaben, plötzlich draußen auf der Straße sichtbar wurde, wo ihn die große Laterne des Hauses deutlich beleuchtete. Meine arme Reisegefährtin schrak sichtlich zusammen, und ich war neugierig, was der Blinde, den sein Führer gerade in den Flur hineinzog, unternehmen möchte. Sie muß hier sein, Meister Zitherer! sagte der Knabe mit einem gewissen frechen Humor. Sie wird Euch nicht entlaufen. Ich bin ihr heut den ganzen Nachmittag nachgeschlichen und habe alle ihre Tritte und Schritte belauert. Sie wollte nach Linz, verlaßt Euch auf meine Augen, blinder Meister Zitherer, und zittert nicht so! Ich konnte sie nie leiden, so hübsch sie auch sang. Wenn ich nebenan von ihrer Kammer schlief, weinte sie immer die ganze Nacht, und verdarb mir und meiner alten Mutter die Ruhe. Die Mutter sagte immer: was hat sie so zu weinen, die obsternatische Person, als wäre was besonders Nobles an ihr; und

schlug ein Kreuz. Jetzt kommt, wir gerathen sicher noch hier im Posthofe an sie. —

Der Knabe schrie laut: Tonietta! Tonietta! und die Gesuchte, die noch immer schweigend neben mir verharrte, schien nach einigem Kampf mit sich selbst endlich einen Entschluß zu fassen. Sie trat hervor, rührte den Blinden durch einen Schlag auf die Schulter an und sagte stolz und gebietend: Noch ein Wort, Michael, mit Dir, ehe wir uns zum letztenmal in diesem Leben begegnet sind! Dann ergriff sie ihn bei der Hand, wies den Knaben seiner Wege, und zog ihren blinden Gefährten hastig mit sich fort. Sie führte ihn auf der Straße einige Schritte vorwärts über den Dominikanerplatz, und blieb dann vor der Dominikanerkirche an einer einsamen Stelle, wo sie unbelauscht sich wähnen durfte, mit ihm stehen. Es war mir gelungen, ihnen unbemerkt zu folgen, und hinter eine Säule gedrückt, hörte ich das seltsamste Zwiegespräch an.

Wir sind geschieden und müssen es sein! sagte sie mit fester und durchdringender Stimme. Die Grausamkeit des Unglücks hat mich an Dich

gekettet, mein Widerstand gegen das Schicksal soll mich wieder lösen von dieser Fessel, die an Deine Schritte mich band. Du bist der Urheber meines Unglücks, ich überlasse Dich jetzt dem Deinigen!

Du benutzest, erwiederte er kalt und ruhig, meine ohnmächtige Lage, um mir zu trotzen, wie man es sonst nimmer mit mir gewagt hätte. Wäre nicht durch ein verdammenswürdiges Geschick das Leben in meinen Augen getödtet, so spräche ich jetzt als Dein Herr und Meister mit Dir, und schaltete mit Deinen Tagen, als wären sie mir verfallen. Aber merkest Du nicht, daß seit meiner Erblindung meine wilde Natur, die Dir zuwider ist, sich tagtäglich mildert? Habe noch einmal Geduld mit mir, da Du die Stärkere, die Bessere und auch die Glücklichere jetzt bist!

Sie schwieg eine Zeitlang stille, und sann nach. Daß etwas Weiches in die Stimme des Blinden sich mischte, schien ihr Herz zu ergreifen, da sie es nicht gewohnt an ihm sein mochte. Dann sagte sie, ihre Regung bekämpfend: wir müssen uns dennoch gegenseitig aufgeben! An

Dir und mit Dir gereicht mir Alles zum Unheil. Ich will wieder eigennützig werden, und das Glück suchen, aus Trotz meines innersten Selbst!

Ach! sagte der Blinde, mein Kind, wie willst und kannst Du das Glück finden auf der Fährte Deines verlorenen Lebens! Es ist wahr, ich habe Dich verderbt, aber wer bürgt Dir dafür, daß ich es nicht zum zweiten Mal thue, wenn Du fern von mir und ohne mich glücklich wirst? Nein, ich lasse Dich nicht, ich hänge mich wie ein Schatten an Dein Heil und Unheil fest. Habe Erbarmen mit mir, ich bin blind, vielleicht werde ich noch gut. Meine bösen Geister werden sanfter, wenn Du an meiner Seite wandelst, und das Brot des Tages mit mir verdienen hilfst!

Belüge Dich nicht selbst, armer Michael! sagte Tonietta. Du hast an mir blos den Gegenstand, an dem Deine Dämonen sich noch auslassen können. Und ich habe an Dir meine Buße, meine Gottesgeißel, unter der ich für Alles, was Irrthum meines Lebens war, blute. Darum hatte ich mich so lange der Züchtigung Deiner Nähe dargeboten. Jetzt aber habe ich

genug gebüßt. Ich steuere wieder keck hinaus, und mache, Gott weiß es, neue Versuche mit dem Leben.

Nimm mich mit! rief der Blinde dringender. Ich gehorche Dir künftig in Allem und Jedem, finde eine neue Auskunft für Dich und mich, um diese bettelhafte Existenz zu corrigiren. Du hattest immer einen auserlesenen und raschen Geist.

Wohlan, sagte sie ernsthaft, was kannst Du geloben, Michael? Ach, fuhr sie mit einer Stimme, die wieder bitterer wurde, fort, kannst Du auch nur so viel geloben, mich nicht mehr zu schlagen? Siehe, auch dies nahm ich so lange als auferlegte Buße vom Himmel hin. Ich war demüthig, nicht blos innerlich in mir zu büßen, sondern auch durch äußere Schmach. Ich war thöricht, denn was habe ich eigentlich verbrochen? Aber das Unglück macht am Ende thöricht.

Er gelobte Reue, und es war rührend, wie er sich trotz seiner Härte um jeden Preis mit ihr zu versöhnen suchte. Er mußte auch ver- sprechen, nie in ihrer Nähe wieder zu fluchen

und gotteslästerliche Reden zu führen. Dann sagte sie: so komm, komm noch einmal! der Himmel weiß es, daß ich besser handele, als ich sollte.

Sie zog ihn mit sich fort, und aus der Ferne folgend, sah ich Beide wieder im Postgebäude verschwinden. Es war zu vermuthen, daß sie jetzt einen Schein für ihn lösen wollte, um ihn mit sich nach Linz zu nehmen.

Inzwischen war der Augenblick der Abfahrt herangerückt. Es waren gewiß zehn Wagen, welche heut in einer Reihe hintereinander diese Posttour machten, indem der ziemlich bedeutende Markt in Linz um diese Zeit Fremde und Reisende aller Art dorthin zu ziehen pflegt. Ich blickte lange umher, ehe ich in den mir angewiesenen Wagen stieg, um von den beiden Räthselhaften etwas zu gewahren, als ich, schon auf meinem Sitz mich befindend, bemerkte, daß die herbeigewünschte Gestalt gerade neben mir saß, und gegenüber der Blinde, der seine Zither, sein einziges Gepäck, vor sich auf dem Schooß trug.

Ich segnete mich über dies glückliche Zu-

sammentreffen, und nun schmetterte das Posthorn, fröhlich ging es in die tiefdunkle, schöne Herbstnacht hinaus. Als es später wurde und die übrigen alle schnarchten, begann ich das erste Gespräch mit meiner Unbekannten, die öfter durch das Wagenfenster hinaussah in den Wald oder zu den Sternen aufwärts. Mir war ein außerordentliches Interesse recht in innerster Seele für sie entstanden, und ihre Nähe durchdrang mich jetzt mit einer besondern Sympathie, wie ich sie wohl seit lange zu keinem Wesen empfunden. Sie sagte, sie sei eine Wienerin von Geburt, obwohl ihr der Dialect fehlte, der zwar eine etwas südliche Färbung, aber keine wienerischen Gurgellaute in ihrem metallreinen Organ verrieth. Sie führte an, sie habe ihre Jugend nicht in Wien verlebt, aber dann brach sie ab mit den Worten, ihre Geschichte sei zu schwer und ernst für die träumerisch gaukelnden Stunden einer Postnacht. Alsdann scherzten wir über die Bagage von all den geheimen Gedanken, Schmerzen und Seligkeiten, die ein solcher Postwagen auf seiner knarrenden Achse wohl mit sich schleppe und in die Welt

zertheilen helfe. Sie meinte, ein Reisewagen voll Menschenherzen habe immer Ueberfracht, und die Mehrtaxe werde vom Schicksal auf jeder Station unerbittlich erhoben, der eine habe ein zu schweres Gepäck an Hoffnungen, der andere an Leiden. Für Beides aber müsse man bezahlen mit seinem Leben. Ich staunte über ihren gewandten Geist, mit dem sie Bemerkungen machte und schnell zu andern überging. Der höhere Adel ihrer Natur, ihrer Bildung bestätigte sich mir immer mehr, je unbegreiflicher sie mir wurde. Ich fing auch an, von solchen Elementen des Postwagenlebens zu reden, die man als die blinden Passagiere desselben bezeichnen könnte. In meiner Arglosigkeit gedachte ich nicht, daß wir wirklich wenigstens einen Blinden auf dem Wagen hatten. Sie zuckte in der Erinnerung an denselben zusammen, ward still und sprach die ganze Nacht nicht mehr.

Der Tag, der auch die andern Reisegefährten erweckte, verstrich weniger angenehm. Wir hatten noch einen an seinem schwarzen Collet erkenntlichen Abbé und eine dicke behagliche Wie-

nerin, die ächte Repräsentantin des österreichischen Bürgerschlages, uns zunächst auf dem Wagen. Der beständig raisonnirende Abbé ließ sich mit mir in die sonderbarsten Gespräche ein, kam auf Theologie, Speculation und Dogma, und declamirte laut und pathetisch über die Auferstehung der Leiber, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und die Ohren einer bunten Postwagengesellschaft. Ich war in Allem der entgegengesetztesten Ansicht, und in meinem Unglauben an seine Theorie von der körperlichen Auferstehung, bestärkte mich sichtlich die üppige Leibesfülle seiner neben ihm sitzenden Nachbarin, deren irdische Substanz hoffentlich einmal, und zum Besten dieser Person selbst, gänzlich zu Grunde gehen mußte.

In dem freundlichen Linz, weltberühmt wegen seiner Hauben und der sie nicht mehr tragenden schönen Linzerinnen, langten wir gegen Abend an. Die Gasthöfe waren wegen des Marktzudranges sämmtlich überfüllt und an kein ordentliches Unterkommen wenigstens für den Augenblick zu denken. Zwei kleine Zimmer waren noch in der goldenen Kanone vorhanden, worin wir uns für

die erste Nacht gemeinschaftlich einrichten mußten. Von dem einen nahm unser Abbé Besitz, der auf dem einzigen darin befindlichen Ruhelager schon die wohlgenährte Wienerin, die allen zuvorgekommen war, ausgestreckt fand und es sich deshalb auf der Erde bequem machen mußte, während das dicke Weltkind seiner frommen Obhut und seiner Theorie anvertraut blieb. Der blinde Zitherspieler, seine Gefährtin und ich bezogen das andere Zimmer, das in seinem kleinen Raum drei seltsam sich gegenüber befindende Menschen vereinen sollte. Tonietta lächelte wehmüthig, als sie unsere Lage überblickte, und sagte, nun komme es darauf an, sich zu begränzen, jeder in seinem Kreise. Sie wollte die Nacht auf dem Stuhl zubringen, und blieb, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem Tisch sitzen, auf dem das spärliche Nachtlicht flackerte. Der Blinde, der sich völlig stumm verhielt, hatte sich über das Bett geworfen, und gab sogleich die Anzeichen des festesten Schlafes von sich. Ich streckte mich auf einige Kissen an der Erde nieder, und konnte von meiner Ecke aus die dasitzende Frauengestalt,

die etwas Rührendes und Andächtiges in dieser Situation hatte, ganz ins Auge fassen. Es herrschte eine tiefe ununterbrochene Stille rings= her, und ein wunderbarer Frieden sank wie vom Himmel auf das nächtliche Gemach herab. Ich wagte mich nicht zu rühren, um jeden ihrer Athemzüge zu belauschen. Es war etwas kühl, und sie hüllte sich zusammenschauernd in ihren Reisemantel. Später löste sie sich das Haar auf, und ließ das reiche Gelock über Stirn und Gesicht fallen, um dahinter zu schlummern. Einige Augenblicke verharrte sie so, dann sprang sie hastig auf, ein Traum schien sie erschreckt zu haben. Sie schritt einigemal im Zimmer auf und nieder, streckte mit einer Gebärde des Ab= scheus ihre Hand gegen den schlummernden Blinden aus, und ergriff das Licht, um mich, den sie ebenfalls schlafen wähnte, zu betrachten. Ich fühlte, daß sie wohlwollende und freundlich leuchtende Augenstrahlen zu mir herabsenkte, und mein Herz erbangte mir in den Räthseln, mit denen mich diese Erscheinung umfing. Ich fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, mit ihr zu reden. Sie aber schüttelte den Kopf leise

vor sich hin, ging dann zum Fenster, öffnete es sacht, und blieb lange Zeit in demselben stehen. Ach, sagte sie, diese Sternennacht befaßt meine ächtesten Lebenswünsche, und die sind mein Grab! Wie oft habe ich mir das Grab wie eine Sternennacht gemalt, und traulich, furchtlos und gottgetreu wollte im mich in ihren Mantel einwickeln. Die Nacht hat Rosen für das liebeglückliche Mädchen, das hinaustritt, um den Geliebten zu rufen. Die Nacht hat auch Rosen für die Ungeliebte und Verlorene, die hinaustritt, um den Tod zu rufen. O meine alte Sehnsucht, daß diese hohe Sternennacht sich enger und immer enger über mir zusammenlegen und verdichten möchte, bis Grabeswände daraus für mich geworden sind und mich ewig umschließen! Die Sternennacht ein Grab und das Grab eine Sternennacht, so schwebt es mir vor den Augen und summt mir in die Ohren. Soll ich hineinspringen in diesen tiefen Raum der Zukunft, damit ich ihn erfülle?

Sie streckte die Arme aus und bog sich so weit hinunter, daß mich wirklich die Besorgniß erfaßte, sie werde hinabstürzen. Ich stand hinter

ihr, und umfaßte die schöne taumelnde Gestalt. Sie erschrak nicht, als sie meine Gegenwart bemerkte, sondern legte nur den Finger still und ernst auf den Mund. Sie sterben noch nicht, flüsterte ich ihr zu, vertrauen Sie dem Leben und einem unbekannten Freund! Freund? wiederholte sie mit einem traurigen Lächeln; Sie scheinen mir ein Kündiger menschlicher Herzen, aber woraus prophezeien Sie mir, die freundlos ist, noch den Freund? Ich ergriff ihre Hand, und sie überließ sie mir, ich strich ihr die überwallenden Haare aus der weißen Stirn und von den glühenden Wangen. Sie sah mich an, wir berührten uns mit dem Athem unserer Lippen, sie neigte ihr Haupt halb zu mir hin, halb entzog sie sich mir mit einem schmerzlich fragenden Blick. Da rissen sich plötzlich in unserer Nähe klagende Zitherklänge von dem Instrument los, wir fuhren überrascht auseinander, und sahen den Blinden, der schon erwacht war und aufrecht auf seinem Bett saß, während er mit der Hand über die Saiten seines neben ihm liegenden Instruments fuhr. In demselben Augenblick bemerkten wir, daß es draußen tagte,

einzelne graue Morgenstrahlen durchzitterten die sich entfärbende Nacht, die Sterne flammten noch einmal auf und verblichen. —

Den andern Tag suchte ich mir ein wohnbares Zimmer in einem andern Gasthof, und unternahm dann einige Spaziergänge, theils um die Eisenbahn zu besichtigen, welche hier eine für den Handelstransport wichtige Linie zwischen Oberösterreich und Böhmen zieht und die Donau mit Budweis verbindet, theils zum Jägermeier hinauf, wo man tiefunten im Donauthal das herrlichste Panorama von Linz vor sich erblickt. Dann ging ich in die goldene Kanone zurück, um mich nach meinen beiden dortgebliebenen Reisegefährten zu erkundigen. Der Blinde stand mit seiner Zither allein im Thorwege. Ich richtete einige Worte an ihn, und er erzählte, daß er den heutigen Nachmittag ein Concert in St. Magdalena geben wollte, das auch bereits angekündigt sei. Seine Frau werde darin mehrere Volkslieder singen, mit denen sie immer zu allgemeiner Bewunderung hinreiße. Bald erschien auch Tonietta. Sie war in demselben Anzuge, wie ich sie in Wien

gesehen, und sah ernst und nachdenkend aus. Beide wollten zu Fuß nach St. Magdalena wandern, und ich bat sie, mit mir auf der Eisenbahn dorthin zu fahren, welche nach diesem anmuthigen Vergnügungsort auf besonders dazu eingerichteten Gesellschaftswagen hinführt. Der Blinde sagte, das Geld sei ihnen völlig ausgegangen, und ich suchte meine Anerbietungen deshalb in einen Scherz zu kleiden, da ich sah, daß Tonietta sich hocherröthet abwandte. Es wurde endlich angenommen, gemeinschaftlich zu fahren, und der herbeikommende Abbé, der sich in einem stattlichen Sonntagskleid darstellte, gesellte sich auch dazu.

Die Eisenbahn bei Linz wird noch nicht mit Dampfwagen befahren, aber sie ist so vortrefflich, daß ein einziges Pferd mit spielender Geschwindigkeit die bedeutendsten Lasten fortschafft. Der Weg nach St. Magdalena, der sich durch die reizendsten Waldpartieen hinschlängelt und an dem romantischen Hasengraben vorüberzieht, wird in sehr kurzer Frist zurückgelegt, nur tritt, wenn sich zwei Wagen auf der Bahn begegnen, für den einen die Nöthigung ein, auszuheben.

Dies ereignete sich auf unserer Fahrt, wo die Herren Rothschild aus Wien, die sich damals in Linz aufhielten, uns in den Weg kamen. Toniettas tiefsinniges Wesen erheiterte sich ein wenig, und sie scherzte mit einem ironischen Seitenblick über die günstige Vorbedeutung, die es für ihre Kasse haben könnte, dem Namen Rothschild, unter dessen Firma Fortuna die Bücher des Schicksals führe, begegnet zu sein. Dann saß sie wieder schweigend neben mir, und mich faßte bange die Sehnsucht, in ihrer Seele zu lesen.

Als wir in St. Magdalena ankamen, fanden wir noch kein Publikum für das beabsichtigte Concert versammelt, und einige dunkelrothe Gewitterwolken machten die Aussicht für den Tag etwas bedenklich. Der Abbé setzte sich mit dem Zitherspieler an einen der leeren Tische des Etablissements, und schien ein eifriges Gespräch, das einer Bekehrung gleich sah, mit ihm vorzunehmen. Soviel ich verstand, hatte ihn der Abbé vorher einen wilden Fluch ausstoßen hören und nahm jetzt den Augenblick wahr, ihm mit einer ausführlichen Disputation ins Gewissen

zu reden. Unterdessen war ich mit Tonietta in die kleine Kirche getreten, die malerisch auf der Anhöhe liegt. Das Altarblatt zeigte Christus als Gärtner, sie stand sinnend davor, setzte sich dann einen Augenblick in einen der hölzernen Chorstühle, und eine Thräne schimmerte heimlich in ihrem Auge. Eine drückende Melancholie herrschte in den Räumen dieser ländlichen Andachtstätte. Wir waren beide nicht Katholiken, und verließen, ohne ein Kreuz zu schlagen, diese Bilder, diese geschmückten Wände. Wir gingen in den einsamen, von hochragenden Bäumen rauschenden Wald hinaus, Tonietta hatte sich an meinen Arm gehangen. In der Nähe von St. Magdalena erstreckt sich ein herrliches Bergthal, den wallenden Faden des Donaustroms und die lichte Häusergruppe von Linz hat man in der Fernsicht. Ein blauer Duft liegt magisch über das ganze Gemälde ausgesponnen. Wir erfreuten uns mit gleicher Lust dieses Anblicks, und wandelten, die beiden Eisenbahnlinien verfolgend, welche hier am Saum des Waldes sich hinwinden, immer fort mit raschen Schritten, in kurzen Wechselworten.

Endlich schien sie ermüdet, wir erstiegen die kleine Berghöhe, und suchten in einem Seitenpfade ein Ruheplätzchen. Es bot sich auf einem ummoosten Baumstamme dar, ich saß neben ihr auf dem Rasen. Die Sonne, wieder hervorblitzend durch das Wolkengewölbe, durchbrach mit einigen goldenen Strahlen das Gezweige und schien ihr ins Gesicht, das wieder einen fröhlicheren Glanz gewann. Ich hielt, als wollte ich ihre Trauer begütigen, bittend ihre beiden Hände, und legte dann im tändelnden Zusprechen meinen Arm um den wunderschönen Hals. Sie sagte, als wolle sie scherzen: ich möchte sie nur erwürgen!

Den Scherz entgegnend, meinte ich, die Liebe bei mir sei groß genug, um sie aus Zärtlichkeit zu würgen. Meine Finger legten sich um die weichen Formen des Halses, und ich fühlte das heftige Gehen seiner Pulse, aber ich wagte es bald nicht mehr, den Druck meiner Hand fortdauern zu lassen.

Sie aber bat fast ernsthaft, ich möchte nur fortfahren. Sie sagte, sie werde aufschreien,

sobald es ihr wehthue. Ihr Antlitz nahm einen ganz seltsamen Ausdruck an.

Ich lachte und umspann mit meinen Fingern abermals das weiße zarte Gebilde der Sehnen, um, immer noch im Tand und Wahn eines Liebesspiels, sie stärker und stärker zu drücken. Sie schloß die Augen und schien sich den wunderbarsten Phantasieen bei sich selbst zu überlassen. Sie sah aus, als wolle sie sterben, willig und süß, in einer lächelnden Todesergebung, die sich recht gesättigt fühlte in einem naherreichten Ziel alles Daseins. In ihren hindämmernden Zügen schwebte es auf und nieder, wie verklingende Erinnerungen, wie auslöschende Bilder des Lebens, und aus tiefer Brust erseufzend, schien sie dessen froh, als würde eine große Bürde ihr vom Herzen genommen. Der grüne Wald umher streute zitternde Lichter über ihr Gesicht, dessen ganzer Schmerz und Schönheit sich in einem verklärenden Gedanken auflösten. Dann wurde sie ernster und blässer, und der erkünstelte Traum des Todes trat in heißen Tropfen über ihre Stirn. Ihr Herz pochte gewaltig gegen das meinige. Sie hing ihrer nicht mehr

mächtig und mit willenlosen Zuckungen in meinen Armen. Ich ließ sie los, von einer unbeschreiblichen Bangigkeit ergriffen, und bemühte mich, sie aus der Todesphantasie, die ihre Schläfe umspielte, wieder zu sich selbst zurückzubringen.

Da stürzte sie auf ihre Knie nieder, und streckte flehend die Hände zu mir empor, mich heftig umfassend. Sie sagte, sie trage ein großes schweres Geheimniß mit sich herum, von dem ich sie befreien möchte, bei Allem, was mir heilig! Ihr Geheimniß sei der Tod, lange schmachte sie nach der helfenden Hand, die ihr den Tod gebe. Sie selbst schaudere davor zurück, den Stahl eigenmächtig in ein armes mißhandeltes Herz zu graben. Ob ich nicht Muth, Lebensverachtung und Barmherzigkeit genug hätte, ihr einen Dienst zu erzeigen, den in alle Ewigkeit sie mir danken würde. Das einzige Liebesglück, das sie noch empfangen könne von einer Manneshand, sei diese Wohlthat, um die sie bettele!

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie wand sich auf den Knieen umher, sie schluchzete und jammerte wie ein Kind, eine ungeheure innere Gewalt schien in ihr zu arbeiten. Ich

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

weiß nicht mehr, was Alles in diesem Augenblicke in mir vorging, sich in mir zusammendrängte. Ich hob sie still zu mir empor, und fühlte eine unendliche Neigung für die Todesbangende entstehen. Meine Seele zitterte vor Leidenschaft und Trauer, indem ich sie über meinen Armen liegen sah, und auf die geschlossenen Augenlieder der Halbohnmächtigen drückte ich einen langen, empfindungschweren Kuß.

Dann zuckte es auf einmal in ihr auf, wie ein peinigendes Bewußtsein, sie riß sich von mir los, floh mehrere Schritte von mir zurück, und stand, die Hand nachsinnend an die Stirn gelegt, einen Augenblick da. Ach, rief sie aus, was habe ich gethan?! Ich Unglückliche, wie konnte ich mein geheimstes Elend so über die Lippen bringen! Nun läßt es mich nicht, nun muß ich ewig fliehen!

Mit einer seltsam heftigen Gebärde wandte sie sich noch einmal nach mir hin, und rannte dann mit sturmesschneller Hast in den Wald hinein. Ich folgte ihr auf dem Fuß mit Zurufungen und sie tausendfach beschwörend, aber wie ein angeschossenes Wild über Pfad und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Steg dahineilend, war sie mir bald im Dickicht der Gebüsche entschwunden, und ich wußte sie nicht mehr zu finden. Ich rief ihren Namen unaufhörlich nach allen Richtungen durch den Wald, aber eine tiefe Stille herrschte ringsumher, keine Antwort und keine Auskunft tönte aus den Schluchten wieder. Zugleich erhob sich ein gewaltiges Unwetter, und ein Regen, der immer stärker wurde, schäumte wie aus einem Wolkenbruch herab. Ich mußte die Fliehende endlich ihrem Schicksal überlassen, da ich das schreckliche Wetter nicht länger ertragen konnte, und suchte in einer nahen Köhlerhütte meine Zuflucht.

Erst spät gegen Abend kehrte ich auf einem andern Wege nach Linz zurück. Als ich am andern Morgen Erkundigungen nach dem blinden Zitherspieler anstellte, wußte man mir nichts von ihm zu sagen, als daß er ganz in der Frühe allein, und nur in der Gesellschaft des Abbé, der sich seiner angenommen zu haben schien, abgereist wäre. Ich nahm darauf einen Wagen nach Pöstlingen, einem auf hohen Bergen herrlich gelegenen Wallfahrtsort, zu dem sich gerade

an diesem Tage eine Prozession hinausbegab. Dort verlebte ich mehrere Tage in einsamen Waldbetrachtungen, und las Günther's „letzten Symboliker," den mir der Verfasser in Wien geschenkt. Aber meine Gedanken lenkten sich unaufhörlich auf das verstoßene Weltkind ab, dessen Unglück und Schönheit einen tiefen Stachel in meiner Seele zurückgelassen. Wo irrte sie von ihrem unerklärlichen Schicksal getrieben, umher, und warum konnte ich ihre besseren Glückes werthe Gestalt weder enträthseln noch versöhnen? Glaubt mir, Freunde, noch oft gedenke ich seitdem ihrer, und meine Erinnerung hält Zwiegespräche mit ihrer vorübergeflohenen Erscheinung, deren ich noch einmal wieder habhaft zu werden hoffe. Wie ein holder Schatten, der sich an meine Gedanken hängt, tritt mich oft unvermuthet ihr Gedächtniß an, im wehmüthigen Schimmer, und ich muß mir es gestehen, daß ich ein bestimmtes Verhältniß zu diesem Wesen in meinem Herzen mit mir herumtrage, eine Frage, an deren Antwort ich noch immer durch irgend einen Zufall oder Schickung glaube. Mir ist, als müßte Tonietta noch einmal in

den Kreis meines Glückes irgendwie eintreten. Was sagt ihr zu dieser Schwärmerei? —

6.

Constantin und der Maler hatten dieser Erzählung mit sichtlicher und gesteigerter Theilnahme zugehört, sonst würde ich mich schwerlich in ausführlicher Schilderung mancher Einzelnheiten so ergangen haben. Nur tadelte mich Constantin des Schlusses wegen, da er eine Lebensmaxime enthalte, die lästig und peinlich für ein ihr hingegebenes Gemüth werden könne. Er hielt es für gefährlich, sich mit seiner Sympathie an Gestalten zu hängen, die in einer unbestimmten Ferne zerflossen ständen und auf dem festen Boden der Gegenwart nirgends zu erreichen wären. Man binde sich durch solche Sympathieen an dunkle Mächte des Lebens, die zuletzt eine Gewalt ausübten auch über den Gang unserer Ereignisse, und versäume darüber die Gunst des neugeborenen Augenblicks, der uns oft genug die rechte Gestalt des Glückes zeige, die wir aber im Träumen von dem Un=

möglichen nicht zu ergreifen verständen. Er sagte, die geschilderte Erscheinung beschäftige ihn auch in diesem Moment auf eine eigene Weise, aber er forderte mich auf, in Zukunft meine Gedanken von ihr zurückzuziehn und auf eine mir gemäße Gestalt in erreichbarer Nähe zu übertragen. Die Liebe sei die ächteste Gegenwart des Lebens.

Nachdenklicher noch war unser Maler geworden. Er behauptete, beide Geschichten, von denen die eine er, die andere ich erzählt, hätten für sein Gefühl irgend etwas Übereinstimmendes und Gemeinsames, über dessen Coincidenzpunkt er nur noch nicht einig geworden sei mit sich.

Beide Aventüren, sagte Constantin, haben das Ähnliche miteinander gemein, daß sie beide wie schöne zerbrochene Bildsäulen dastehen, denen derselbe Arm übrig geblieben ist, mit dem sie klagend und sich rechtfertigend zum Himmel hinaufweisen können. Dieser übriggebliebene Arm des Unglücks predigt eindringlich bis in die Wolken hinein. Gott muß und wird ihn fassen, um daran die ganze zerbrochene Gestalt

wieder einzurenken, und zu einer neuen höheren Einheit, in der Friede und Genuß ist, zu verbinden. Es giebt verlorene und überall zurückgewiesene Naturen, die zu ihrem Mißgeschick immer noch das fügen, daß sie den Augen des gewöhnlichen Beobachters sogar als zweideutig erscheinen müssen. Und doch träuft von der Verlorenheit dieser gepeinigten Wesen, aus den Thränen ihres umherirrenden Elends, ein Thau des Segens herab, den nur der wahre Dichter und Lebensphilosoph hinschimmern lassen wird über ihre Biographie in leuchtenden Tropfen. Sie büßen für irgend einen dunkeln Fleck, der sich in ihre Vergangenheit eingeätzt hat, aber diese Zweideutigen stehen auf eine merkwürdige Weise in Gottes Hand, sie können sich, wenn sie den heitern, kräftigen, unverdrossenen Willen nicht einbüßen, noch einmal auf den Wendepunkten, die jedes Menschenleben von Zeit zu Zeit darbietet, über ihr Schicksal erheben. Wenn sie den nöthigen geistigen Trotz im Unglück behalten, an den das Glück wieder anknüpfen muß, so kann ihnen bald einmal wieder gehol-

fen werden, denn dieser Trotz ist schon eine Art von religiösem Vertrauen! —

Die Art, wie Constantin diese Erzählungen combinirte, war mir interessant. Arm in Arm schlenderten wir Dreie nun wieder nach Hamburg zurück, nach der ernsten Unterhaltung uns auch Scherzen und Neckereien in alter Weise überlassend. Der übrige Theil des Tages wurde zu einer Spazierfahrt benutzt und der Abend im Theater vor einer bellini'schen Oper hingebracht. Übermorgen war Constantin's Hochzeitstag, in aller Frühe wollte er sich mit seiner Braut trauen lassen, und dann sogleich mit ihr und uns in Gemeinschaft eine kleine Reise antreten, wie wir zuletzt verabredet hatten. Morgen hofften wir endlich, sie zu sehen. —

7.

Den andern Tag verfehlten wir abermals Constantin's Braut, und es wollte sich nun keine passende Gelegenheit mehr finden, ihr noch vor dem festlichen Morgen selbst vorgestellt zu werden. Dieser kam heiter und sonnig heran,

und wir beide, der Maler und ich, betraten erwartungsvoll das uns bezeichnete Haus. Unsere Herzen waren feierlich gestimmt, und zugleich trug ich Verlangen, die Eindrücke dieses bedeutsamen Tages auf unsern Freund Constantin, dem nur dieser einzige Lebensreiz noch fremd geblieben war, zu beobachten.

Wir waren die spätesten, die ins Zimmer traten, als man sich schon anschicken wollte, in die Kirche zu fahren. Der Freund nahm uns mit glückstrahlenden Augen bei der Hand, zertheilte mit uns die Gruppen, welche die Anverwandten seiner Braut im Zimmer bildeten, und führte uns einer hohen weiblichen Gestalt entgegen, die im Gespräch mit einer andern Dame am Fenster stand. Sie sprach mit lebhaften Bewegungen, mit einem vielbedeutenden geistigen Ausdruck, Herrlichkeit, Anmuth und Jugendfülle bezeichneten die ganze Erscheinung, es war das edelste Profil, das ich nur jemals erblickt. Da wandte sich ihr Gesicht nach uns um, und wollte uns freundlich begrüßen.

Es war ein zerschmetternder Moment, der wie ein Gefühl vom jüngsten Gericht meine Seele

durchdrang. Sie war die Erste, die zusammenschrack. Das holdblickende, liebreiche Antlitz, das uns als Fremde willkommen heißen wollte, erstarrte mitten in seinem Lächeln zum steinernen Entsetzen, da es auf Bekannte in uns traf. Zu meinem eigenen Erstaunen war dem Maler der Ausruf: Antonie!! plötzlich entfahren, ohne daß er eine unbeschreibliche Bewegung zurückhalten konnte. Meine Lippen stammelten leise den Namen: Tonietta!! Sie hörte, mit vorwärtsgeneigtem Kopf nach den Lauten unseres Mundes lauschend, beide Namen an, und forschte noch einmal in unsern Zügen. Dunkelroth war sie geworden, und dann wieder weiß, wie eine Todte. Ihre mir in allem wohlbekannten Zauber wieder entgegentretende Gestalt schwankte, wie vom Sturm geschüttelt und entwurzelt. Sie hatte beide Hände vor die Stirn gepreßt, sie schwieg. Dieser Augenblick war so ungeheuer, daß er an Größe des Schmerzes nur mit Niobe's Schicksal verglichen werden konnte, und daß sich nichts sagen ließ, als zu verstummen.

Während sie so dastand, fiel mir erst ein, auf Constantin hinzublicken. Er verharrte noch

erstaunt in der Ferne und lauschte, seine Augen hatten einen stechenden Schimmer angenommen, wie man es sonst nicht an ihm gesehn, sein ganzer Körper hob sich gespannt in die Höhe. Was sagt ihr da, ihr Freunde! rief er endlich mit donnernder Stimme aus. Das ist hier Antonie, meine Braut, mein geliebtes Weib! Verstehe ich euch recht? — Und euch treibt keine dämonische Vision, hier eure Reiseerinnerungen aus Wien wieder anzutreffen, hier eure Sympathieen für eine irrfahrende Hamburgerin zu erneuern? So hätten denn unsere Ahnungen es richtig geweissagt, daß eure beiden Erzählungen, ihr Seltsamen, etwas Gemeinschaftliches mit einander haben müßten! Und diese da soll der Coincidenzpunkt sein, nach dem unser träumerischer Maler in seinen Träumen vergeblich gesucht hat? Antonie, Herrliche, was sagst Du? — —

Seine Stimme hatte etwas Schneidendes, daß man erschrecken mußte. Ein bitteres Lächeln flog über sein blasses Gesicht, zuckte wetterleuchtend um seine Lippen. Antonie aber trat hervor, mitten in den Kreis, sie wollte etwas sagen,

sie hebt die Hand auf, sie schweigt. Dann heftet sie einen langen durchdringenden Blick auf Constantin, und schweigt. Sie war unendlich rührend anzusehn, der große Dulderschmerz trat ihr wie ein heiliger Glanz in die Augen, einige feuchte Tropfen netzten die Wimper, aber es verklärten sich alle gewaltsamen Zuckungen ihrer Natur auf Einmal in Ruhe und Ergebung. Dann, nachdem sie einen Augenblick bei sich nachgesonnen, trat der entschlossene Ausdruck ihres Wesens, ihrer Würde wieder selbst bewußt, hervor. Die übrigen Anwesenden standen staunend vor diesen Vorgängen, die sie nicht begriffen. Die ganze Scene spielte sich mehr geistig in den Gedanken dieser vier Menschen ab, die hier mit ihren Erinnerungen und Hoffnungen, mit ihrer Vergangenheit und Zukunft sich zu so wunderbarer Verschlingung begegnet waren.

Constantin stand am Fenster, das Gesicht von uns abgewandt, und stützte tiefsinnig sein Haupt, er schien dies Ereigniß erst in sich verarbeiten zu müssen. Du kennst mein vergangenes Leben durch diese Freunde? fragte Antoniens Stimme aufathmend zu ihm hinüber.

Constantin wandte sich um, sein Gesicht hatte wieder den ihm gleichen Ausdruck der Ruhe und Festigkeit gewonnen. Er ging zu ihr hin, ergriff sie bei der Hand und sagte: Laß die Vergangenheit, holdselige Dulderin! nur die Zukunft kümmere uns jetzt, deine sei meine Zukunft, und meine dein, auf ewig! Ich liebe Dich!

Nein! Nein! erwiederte sie heftig, und ihr ganzes Wesen gerieth wieder in Bewegung, sie zitterte. Das wäre wider die Abrede meines Schicksals. Mit diesem werde ich nie fertig, ich hatte nur irrig geglaubt, es habe mit mir abgerechnet! Weißt Du, Freund, ich muß Dich lassen, und Du, wenn Du auf die Stimme Deines Glücks hören willst, mußt mich jetzt verstoßen! Denn das ist einmal die Art meines Geschicks, daß ich immer in demselben Augenblick, wo das heimathliche Ziel mir entgegenwinkt, wieder aufgeschreckt werde durch grausame Consequenzen meiner Vergangenheit! Ich bin eigensinnig in meinem Geist, ich will nun auch nicht mehr das Gnadenbrot essen von meinem Schicksal! Laß mich gewähren, ich muß hinaus! Denke an mich wie an ein zerplatztes Meteor,

das an Deinem Himmel ein Stern hätte werden können! Jetzt aber folge mir nicht, ich beschwöre Dich bei dem Werth, den mein Gedächtniß einst noch nach Jahren für Dich haben dürfte, Constantin!

Sie entzog ihm ihre Hand, und stürzte zur Thür hinaus mit der Schnelligkeit eines Geistes. Wir standen uns einen Moment stumm gegenüber, Constantin umarmte mich und sagte in seinem entschieden ruhigen Ton: Diesmal soll sie dennoch gerettet werden, ihr selbst zum Trotz! Ihr Glück muß jetzt für immer einen Sturm unternehmen gegen ihr Unglück!

Ihre Gestalt stand mir dunkelherrlich vor der Seele, schöner geworden, als damals, durch die Ruhe und die geistige Erhebung ihrer letzten friedlichen Zeit, durch den reinlichen Zauber des weiblichen Stilllebens, der ihr wieder angehaucht hatte, was damals vielleicht die Rauhigkeit der Tage an leiser Schönheit verwischte. Ich wußte dem Freunde nichts zu sagen, als daß auch ich seine Geliebte liebe, und für ihren Frieden und Sieg bete! Constantin drückte mir die Hand, und sagte, es müsse auch gehandelt

werden. Ungeachtet ihres Verbots, beschloß er, Antonien's Schritten zu folgen.

Nach einiger Zeit kam er zurück, mit verstörter Miene, und meldete, sie sei im ganzen Hause nicht zu finden. Man wollte sie gesehen haben, wie sie, nach abgeworfenem Brautschmuck, in einen Mantel gehüllt, über die Straße eilte. Ihre alte Tante, bei der sie hier wohnte, eine Matrone von seltener Herzensgüte im Gesicht, lag halbohnmächtig danieder, und jammerte über ihr geliebtes Kind. Die Übrigen konnten in der Eil nur mit einem sehr precär erfundenen Zusammenhang des Geschehenen beschwichtigt werden. Constantin, ich und der Maler begaben uns nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt, um die Spuren der Vermißten, die immer flüchtig zu werden bestimmt war, entweder vor ihrem Glück oder vor ihrer Liebe oder aus Sehnsucht nach Tod, wieder anzutreffen. —

8.

Gegen Abend fanden wir Dreie uns an den Ufern der Elbe wieder, als eben das Dampfboot

nach Havre abgehen wollte. Ich und der Maler hatten uns zufällig hieher begeben, rathlos und in Ermangelung aller Kunde und Auskunft. Constantin aber stand am Bord des Schiffes und musterte mit seinen scharfen Augen die Ab- und Zugehenden. Die schwarze Dampfsäule spie in immer stärkern Zügen die Rauchwolke von sich, die Räder der Maschine stöhnten und rasselten in ihrem abgemessenen Takt, die Reisenden vertheilten sich über das Verdeck und in den Kajüten, und die Glocke wurde geläutet, um den Augenblick der Abfahrt nach Frankreich zu verkündigen. Die Nachforschungen, welche den Freund bis auf diesen Punkt geleitet, schienen ihn irre geführt zu haben.

Da nahte sich noch eine verspätete Gestalt, und betrat schüchtern das Brett, um an Bord zu gelangen. Eine alte Dienerin trug weniges Gepäck hinter ihr her. Wir betrachteten aufmerksam die Reisende, Constantin, der das schon in Bewegung begriffene Schiff jetzt verlassen mußte, trat ihr entgegen. Sie schritt sehr unsicher über die schwankende Diele, sie taumelte und wäre ausgeglitten, wenn sie nicht Constantin

in seinen Armen aufgefangen hätte. Sie schrie laut auf, und er trug sie, die Widerstrebende fest an sich drückend, an das Ufer zurück. Sie fährt nicht nach Frankreich! rief er mit lauter jubelnder Stimme. In diesem Augenblicke löste sich das Schiff gänzlich los, und schnitt mit raschen Sätzen in den aufschäumenden Strom. Die Abgehenden und Zurückbleibenden am Ufer begrüßten sich noch einmal mit einem fröhlich schallenden Halloh.

Constantin hielt die Freundin in seinen starken Armen, und ohne sie von sich zu lassen, als fürchte er, daß sie ihm noch einmal sich entziehen könne, trug er sie noch eine Strecke mit sich fort. Sie verbarg ihr Haupt an seinem Busen, und sagte dann, ihr sei nun besser, er möge sie lassen. Wir befanden uns auf den Wall, dessen schöne Baumreihen sich am Elbgestade hinziehen. Er setzte sie auf eine Bank nieder, und wir umstanden schweigend die Trauernde, die nach Worten suchte, um sich auszusprechen.

Was wolltest Du mir thun, Antonie? fragte sie Constantin wehmüthig. Kanntest Du mich

so schlecht, um mich nicht fähig zu glauben, Dich recht zu beurtheilen? Du bist mein mit allen Deinen Schicksalen, und nicht mehr darfst Du fliehen in die Irre des Lebens hinaus, denn glaube mir, nicht der Tod, noch ein verzehrendes Umherschweifen in der Welt sind Dir jetzt als Schlußpunkt gesetzt, sondern meine Mannesliebe, die ein stählerner Harnisch ist! Diesmal sollst Du siegen!

Nein, so ist es nicht mein Freund! rief sie, aufspringend, und in der gewaltsamen Erregung zuckten alle ihre Glieder. Ich bin nur da, um jedesmal besiegt zu werden. Wie sollte ich mit Dir siegen, da Du mich verachten mußt? Meine Vergangenheit ist beschimpft, viel weniger durch Schuld als durch Unglück, aber auch das Unglück ist eine Schuld, und so wird sie ihre dunklen Schatten hineinwerfen in unsre Zukunft! Wer kennt mein Leben, wie ich es kenne? Stolz und Scham halten mich ab, es zu rechtfertigen. Diese theuer gewordenen Freunde wissen die Fragmente meines Schicksals, wie sie ihnen wunderbar begegnet sind mitten auf dem Markt und der Straße des Lebens, aber ihr wißt alle

nicht, wie ich diese herben Fragmente jetzt gesammelt und verbunden halte in der Einheit meiner Seele. Und ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich muß meine Größe darin finden, zu schweigen. Für euch bin ich einmal eine zerstückelte und zerfahrene Erscheinung, und Dir, Geliebter, darf ich meine belastete Existenz nicht zu eigen geben. Ich sehe es deutlich ein. —

Constantin war ihr zu Füßen gesunken, umfaßte ihre Knie, und sah lange mit bittenden Augen zu ihr empor. So hatten wir ihn nie gesehn. Die ganze festgewobene Rinde seines Wesens, die sonst unzerbrechlich über ihm zusammenhielt, schmolz vor dieser gewaltigen Erschütterung dahin, die ihn jetzt wie verwandelte. Seit vielen Jahren die erste Thräne war es, die wieder über seine Wangen rann. Das Gesicht, dem man es immer angesehn, daß es sich ruhig und gleichgültig gestürmt hatte an allen Leidenschaften und Lebenszweifeln, dessen Züge dem erschreckenden Frieden eines Schlachtfeldes glichen, auf dem hier und da noch ein sterbender Fechter zuckt, dies Gesicht gewann unter den Schmerzen dieser Stunde wieder die

Form der Kindlichkeit, der frommen Hingebung, wie sie sonst wohl der Ausdruck des Jünglings gewesen. Es war, als ginge in diesem Augenblick ein neuer Glanz über seinem Haupte auf, als wiche aus seinem Herzen jedes starre Verhältniß zum Leben, jede kalte stirnbietende Skepsis. Er schien mir wieder jugendlicher und schöner, indem sich ihm die leise Thräne entwand, und diese Umschmelzung seiner Natur, in dem raschen Moment vor sich gehend, gab ein merkwürdiges Zeugniß, wie bedeutsam das Verhältniß zu diesem Weibe ihm und seinem Wesen war. Jetzt sah man, wie nothwendig sich diese Beiden einander angehörten, und daß sie sich zu eigen bleiben mußten, was auch dazwischen käme. Ich fühlte erst in diesem Augenblicke die Wahrheit, daß ihm nur in der Verbindung mit ihr eine neue, mildere Lebensepoche voll wahrhafter Ruhe zurückkehren könne. Vielleicht war es ihm selbst noch nie so gewiß und bewußt, als jetzt.

Sie hob ihn zu sich empor und legte ihm ihre Hand auf die Schulter, ihn still betrachtend.

Ich dich verachten, Antonie? sagte er endlich

mit anklagender Stimme. Mit welcher Sophistik des Unglücks täuschest Du Deine edle Seele hin! Blicke hell auf und um Dich, und erkenne Deinen Freund, dem Du eine heilige Gestalt bist, mit allen Schatten des Geschicks, in die Du Dich auch einhüllen magst! Dich kann nichts verdunkeln bei mir, als der Eigenwille Deines Herzens, wenn es sich mir entzieht. Sonst ist Alles licht und klar an Dir, und was Du gelebt und geduldet hast, macht Dich mir theuer. Ich stürze die Sphinx Deiner Vergangenheit um, und umarme das freudig gelöste Räthsel, welches Dein glückliches Selbst bedeutet! Erst jetzt liebe ich Dich unendlich und am höchsten, da ich die Pilgerin und Märtyrerin der Lebensformen in Dir kenne, wo ich früher nur den einfachen weiblichen Tiefsinn Deiner Natur zu sehen geglaubt. Du ruhst auf Erfahrungen und Weltbildern, auf zerrissenen Bruchstücken einer keckgestaltenden Lebenskraft, und hast mehr Gewinn in Dir davon getragen, als ich, der ich gleich Dir auf lauter Trümmern stehe eines vielversuchten Daseins. Du hast aus schmerzlichen Zerstückelungen die Weisheit gerettet und die

Schönheit erhalten; wie herrlich in Deinem gedankenvoll bewegten Gemüth tratest Du mir entgegen, als ich das erste Mal Dich sah! Aber mir, was ist aus allen wirren und widersprechenden Kreuzzügen meines Lebens mir Schönes und Gutes geblieben, als — Du! Du, die eine Gestalt, in der ich meine glücklichen Resultate umarmen könnte, willst Du mir nicht bleiben? —

Sie sah wunderbar aus, aus ihren Augen schimmerte wieder die liebestrahlende Seele, eine freudige Bewegung schien von neuem ihr innerstes Leben zu ergreifen. Sie nahm ihn bei der Hand, und zog ihn langsam mit sich fort. Wir gingen schweigend eine Strecke, die stille Nacht unterbrach nur der rauschende Fluß zu unsrer Linken, über dem der milde Mond emporstieg. Da hielt sie plötzlich inne, stand vor ihm mit ihren leuchtenden Blicken, und warf sich dann aus ganzer Seele an seine Brust. Sie küßten sich mit aller Gewalt ihrer Herzen. In diesem Kuß vereinigte sich ihr Leben zu einer ewigen Flamme. —

Wir geleiteten sie nach Hause, von frommer Andacht erfüllt. — —

9.

Wir Dreie verbrachten die Nacht auf Constantin's Zimmer, meist in Gesprächen und nur wenig ruhend. Er war glücklich, und harrte mit Ungeduld dem Morgen entgegen, wo er Antonien wiedersehen würde. Der Tag brach an, und eine Dienerin überbrachte ein Blatt von Antoniens Hand. Sie mußte es während der Nacht geschrieben haben.

Antonie an die Freunde.

Ich fühle es wohl, daß ich Bekenntnisse schuldig bin, aber ich weiß keine Art, sie zu geben. Wie oft lebte ich mit Unruhe und Vorwurf, daß die Geschichte einer Vergangenheit hinter mir lag, die Dir verschwiegen blieb, Constantin! Aber es schauderte mich, aus Deinen Armen, während Du die Gegenwart des Lebens predigtest, mich wieder wegzuflüchten in das ängstigende Schattenreich vergangener Bilder. Dein Haß gegen

Erinnerungen und Bekenntnisse kam meinem Schweigen zu Hülfe, und Deine sonnige Kraft, das ganze Dasein zusammenzudrängen im lebendigen Augenblick, stählte mich allmählig wieder für den unbefangenen Genuß meiner Existenz. Ich suchte Dir ebenbürtig zu werden in Deiner Beherrschung des Lebens, ich wollte Dir als eine Neue angehören, ein neuerstandenes Lebensgebilde auf neuem Grunde. So wurde ich, und die Metamorphose hüllte mich freundlich ein. Ich überließ mich in frohen Träumen dieser Poesie der Veränderung, die mein ganzes Wesen mehr und mehr durchdrang, ich fühlte mich wieder stark dem Schicksal gegenüber, und wähnte keck, an Deiner Seite, Du klar Entschiedener, sei ich frei von dem Dämon meiner Erinnerungen. Ich war es, und wir theilten uns nichts mit, als was den Raum meines ächten Lebens, unser Verhältniß, umschloß. Wir verlangten gegenseitig keine Geständnisse, wir genossen nur uns selbst, wie wir da waren, Auge in Auge. Es war herrlich, und genügte. Was soll ich Dir nun noch sagen? Mit Dir bin ich fertig. Denn ich liebe Dich!

Den beiden andern Freunden bin ich noch mehrere Aufschlüsse schuldig. Wie seltsam mag ich an ihnen vorübergegangen sein, ein zackiges, buntschillerndes Wolkenbild ohne Halt und Zusammenhang, es macht mich unendlich traurig! Das Weib darf keine Abenteuer erleben, auf der schmalen Linie der Einfachheit steht ihr Glück, wenn sie es findet. Wird sie hineingerissen in ein brausendes Element wechselnder Ereignisse, gaukelnder Romantik, so bleibt sie dessen nicht mehr mächtig, was mit ihr geschieht, und die stürmischen Tage überfluthen ihr taumelndes Haupt. Wie wehrte ich mich gegen alle die Bilder, die von hier und dort ihren wilden Reigen um mich zusammenschlangen, nachdem ich einmal aus dem Gleichgewicht des weiblichen Herzens getreten war, und das häusliche Geleise, die heimathliche und elterliche Einfriedigung, mit welchem innern Recht auch immer, übersprungen. Meine Situationen, in die ich gestürzt wurde, meinten es aber schlimmer mit mir, als ich war und sein konnte. Ich war ihnen überlegen aus Instinkt und Kraft der weiblichen Natur, und der Demoralisation der

Verhältnisse stand meine Person, sich auf sich selbst stützend, immer klar gegenüber. Ich blieb mir wenigstens meines Unglücks bewußt.

Zuweilen blitzte es mir auch plötzlich wie eine Lösung entgegen. Schön war der Aufenthalt in Schlesien, den ich durch den unerwartet gefundenen Freund gewann, und feste Normen, gerechtfertigte Situationen umgaben hier wieder mein Leben, richteten es ein. Ich wollte durch die Fesselung an eine klar verstandene Pflicht wieder siegen, nachdem ich durch eine unverstandene Liebe besiegt und zu Grunde gerichtet war. Ich mußte Frau werden, und ein braver, achtungswerther Mann in jener Gegend bot mir seine Hand. Dies hielt ich nun für die Sühne meines Schicksals, das Bündniß einzugehen, wo Treue, Mühe und Sorgfalt, ohne berauschenden Herzenslohn, gefordert würde. Aber meine Berechnung, so entschieden mich abzukaufen den Geistern der Irre, wurde allzuherbe getäuscht. Jener Fremde, der an meinem Hochzeitstage störend dazwischen trat, mit unglaublicher Verleumdung und Beschimpfung, war mein Bruder, eine gespensterhafte und mir verhängniß-

volle Gestalt. Er war mein böser Dämon, und betrachtete mich als sein Opfer. Nachdem ich ihn in Berlin seinem verdienten Schicksal überlassen, war er mir nachgezogen, um sich an mir zu rächen. Er beschimpfte mich gränzenlos, und wußte es gleißnerisch zu beweisen, so daß mein Gefühl mich nicht mehr dort ließ, in jenem guten edlen Kreise. Er aber zwang mich an seine Gemeinschaft, und nahm mich mit sich fort. Ich war seinem fürchterlichen und niedrigen Wesen verbunden, ohne daß ich im Trotz meiner Schwermuth mir selbst hätte helfen mögen. So irrte ich an der Seite des Schrecklichen auf trostlosen Pfaden fort, und mein Genius weinte nur heimlich in mir. Ich war still, rathlos, auch Michael sprach nichts die erste Nacht, die wir zusammen durchwanderten, und ich fragte ihn nicht nach dem Ziel. Wir befanden uns auf der Straße nach Wien. Unterwegs gesellte er sich zu einigen Wildschützen, und trieb mit diesen sein Wesen. An einem entsetzlichen Tage, wo ich zum erstenmal mit tiefem Ernst an den Tod dachte, verlor er seine Augen bei einem Handgemenge mit den Jägern, die ihn im Walde

ertappten. In Folge eines Schusses erblindete er für immer, und beschloß nun, als Zitherspieler die Welt zu durchziehn. Wir kauften ein Instrument, und ich ging mit ihm nach Wien, denn mit ihm zu leiden und zu büßen betrachtete ich nun für meine Bestimmung, der ich nicht ausweichen konnte. Er gab mich für seine Frau aus, ich ließ ihn in Allem gewähren. Aber es kamen Tage in meinem Gemüth, wo ich die Schauder solchen Lebens nicht mehr ertragen konnte, und eine unheilvolle Verfinsterung überschattete und schwärzte meine Seele. Ich rang nach Tod und Ende, ich war schwach, und will schweigen und im Angedenken dieser Zeit mich einen Augenblick verhüllen, ehe ich fortfahre. —

— Doch es sei! ich kann das Andre ja nun leicht erzählen, es wurde Alles unerwartet gut. Michael's Nähe empfand ich immer mehr als einen Fluch, als einen unverdienten, und ich versuchte mehrmals ihn zu verlassen. Die Erinnerung an die Eisenbahn bei Linz, o theurer Freund! mit dem ich dort wanderte, wird mir unauslöschlich sein. Meinen Bruder sah ich hier zum letztenmal, ich selbst erreichte todesmatt

den nächsten Flecken, und fand unverhofft eine Reisegelegenheit nach München, der ich mich anschloß. Hier brachte mir ein Zeitungsblatt plötzlich den Wendepunkt meiner Irrsale. Ich las in der Allgemeinen Zeitung eine Aufforderung, die, bei verschwiegenem Namen, doch nur allein auf mich sich zog. Meine Eltern in Hamburg waren gestorben, ihre Verlassenschaft sollte mir zufallen, und meine gute edelmüthige Tante, die mir immer die liebste aller Anverwandten gewesen war, forderte mich dringend und mit herzlichen Andeutungen zur Rückkehr oder zu Nachrichten auf. Indem ich mich freute, daß man in der Welt noch etwas von mir wußte und wollte, begann schon der große Riß des Lebens in meinem Herzen etwas zu heilen, und ich schaute wieder ermuthigt vorwärts. Diese unermüdliche Schnellkraft meines Herzens erhob mich immer von neuem. In demselben Augenblick trat in das Gastzimmer, wo ich saß, der Abbé, der in Linz mit uns gewesen war. Er erkannte mich wieder, und ich wurde abermals traurig, denn ich wagte ihn nicht nach Michael's Schicksal zu fragen. Dieser aber

war gut aufgehoben, wie der Abbé sogleich zu erzählen begann: Der Abbé hatte ihn zu einer frommen Gesinnung bekehrt und in einem böhmischen Kloster untergebracht, wo er, wie ich vermuthe, seitdem katholisch geworden und den Dienst eines Laienbruders versieht. —

Ich reiste in jeder Hinsicht beruhigt von München ab, und mein einlenkendes Schicksal brachte mich froh und hoffnungsvoll nach Hamburg, in die Arme der trefflichen Frau, die mir treulich wohlwollte. Nun wurde es milde und hell um mich her und in mir selbst. —

Das sind meine verschlungenen und entwirrten Lebenslinien! Euch, die ihr mir freundlich die Hand drücktet hier und dort auf meinen Wegen, meinen ewigen Dank! Ich bin fröhlich, was auch noch mit mir geschehen mag, denn ich habe mich zurecht gefunden. Mein unruhig schweifender Trieb in die Ferne und in die Weite hat für immer Frieden errungen in der Nähe und in der Liebe der Freunde. Dank! Dank! — —

10.

Derselbe Abend brachte die Hochzeitsfeier Constantin's und Antonien's, die in schöner Stille und vor wenigen Zeugen begangen wurde.

Antonie entfernte sich nach der Trauung einen Augenblick, und als wir sie endlich aufsuchten, sahen wir ihr weißes Gewand durch den Garten schimmern. Sie lag knieend an einem Blumenhügel und war in stilles Gebet versunken, während der Abendpurpur sie vom Himmel her umglühte und auf ihr bewegtes Haupt seine Rosen streute. Als wir kamen, stand sie auf und reichte uns lächelnd ihre Hände hin. Dann, an Constantins Busen sinkend, sagte sie: ich habe zur Zukunft gebetet.

Die späte Nacht traf uns noch im Garten, wo wir in seligen Zwiegesprächen wandelten. Es war das Muster eines Hochzeitstages. Kein fremdes Geräusch störte, und Ideen der Versöhnung nach allen Richtungen des Lebens durchdrangen uns. —

Der Bibeldieb.

Herr von Waldensee enthob sich heute in wahrer Verzweiflung den Morgenträumen, denn drüben im Dorfe schlug es bereits acht Uhr, und er hatte wenigstens eine halbe Stunde früher den Brautleuten und Hochzeitsgästen, die er an dem heutigen Tage auf seinem Landsitz erwartete, zur Bewillkommnung entgegenreiten wollen. Es war der Hochzeitstag seines jungen Neffen, der sich heut mit der liebenswürdigen Pflegetochter des ältern Bruders des Herrn von Waldensee zu vermählen im Begriff stand. Herr von Waldensee aber hatte es sich nicht nehmen lassen mögen, daß das schöne Fest dieser Verbindung auf seinem heiter gelegenen Landgute, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt war, gefeiert werde, und man sah ihn

schon geraume Zeit zuvor mit den emsigsten Zubereitungen beschäftigt, um sich bei dieser Gelegenheit als würdigen Festgeber zu zeigen.

Sein zu spätes Aufstehen erregte ihm so vielen Unmuth, als ihm sein behagliches Naturell nur immer gestattete, und er schalt den Kammerdiener, der ihn zu wecken vergessen, während er sich dabei mit Wohlgefallen den feinen blauen Frack mit den goldenen Knöpfen anthun ließ, in dem er als Brautführer der schönen Wilhelmine prangen wollte.

Aber so war ich lebe, da sind sie schon! fuhr er, in neuer Verzweiflung ans Fenster eilend, fort. Die Kutschen fahren vor, Herren und Damen steigen aus, ich höre schon meinen Bruder, den langen steifen Major, mit seinen Sporen die Treppe heraufklirren, der junge Richard schwatzt schon im Vorzimmer, und die Braut stirbt vor Verlangen, daß ich ihr endlich die schönen Hände küsse. Mensch, und ich habe immer noch die vermaledeite Schlafmütze auf dem Kopfe! Freund, Kammerdiener, Esel, du hast mir ja den Frack angezogen, und noch nicht einmal die Nachtmütze abgenommen!

Es klopfte jetzt stark und zu wiederholten Malen an die Thür. „Herein!" rief Herr von Waldensee zögernd, als sein Bruder, der Major, bereits entgegengetreten war, und ihn mit einem militairisch strengen: „Was ist das, Herr Bruder?" begrüßte.

Das ist die Schlafmütze, Herr Bruder! entgegnete Waldensee, und suchte die Vorwürfe, die er fast immer aus dem ernsten Munde des Majors zu hören gewohnt war, diesmal in einer recht feurigen Umarmung zu ersticken. Das ist ein böses Omen am Morgen einer Hochzeit! versetzte der Andere verdrießlich. Bruder, könntest du dir doch endlich einmal ein wenig militairische Promptitüde zu eigen machen.

Noch auf meine alten Tage soll ich das, Herr Bruder? lächelte der Andere. Nein, mein guter gestrenger Major, da nehme ich mich lieber heute ganz harmlos zusammen, und figurire aus alter Lustigkeit selbst mit der Schlafmütze als Ceremonienmeister! Und wo sind denn nun die jungen Leute, wo ist die Braut, der Bräutigam, die Hochzeitsgäste?

Er eilte, so wie er war, fort, um die

Angekommenen in dem Gesellschaftssaal, wo sie sich bereits versammelt hatten, aufzusuchen, während ihm der Major kopfschüttelnd dahin folgte.

Allerseits Hochzuverehrende, meinerseits herzlich Begrüßte! begann Herr von Waldensee, indem er in den von festlich geschmückten Herrn und Damen erfüllten Saal trat, und unter tiefen Verbeugungen die Schlafmütze abzog und mit zierlicher Reverenz schwenkte. Verzeihung, holde Braut, daß ich noch nicht ganz im Kostüm auftrete! Aber ich wollte mich ihnen zeigen, wie ich bin! Wer nicht im Nothfalle selbst mit der Schlafmütze in die Schranken zu treten wagt, der verdient selbst eine zu heißen!

Vortrefflich, Herr Oheim, vortrefflich! Ihr seid und bleibt doch ein aufgeweckter Mann! rief sein Neffe, ein hochgewachsener, blühender Jüngling, indem er grüßend zu dem Alten herantrat.

Ein zu spät aufgeweckter Mann heut, wolltest du sagen! entgegnete dieser, und umarmte ihn. Ja, das hast du sagen wollen, Spottvogel, Herzensjunge, ich kenne dich von Alters her, du hast gute Einfälle. Aber du bist heut Bräutigam,

und darum sollst du selbst deinen leiblichen Onkel zum Narren haben dürfen! Nur zu!

Dies Recht darf sich ein Bräutigam wohl am allerwenigsten nehmen! entgegnete Richard lachend. Wenn es auf einer Hochzeit Narren giebt, ist der Bräutigam sicherlich immer der größte darunter. Entweder ist er närrisch verliebt in seine Allerschönste, und dann hat er den Narren in seinem zärtlichen Herzen schon mit auf die Welt gebracht; oder er ist nicht närrisch verliebt, und dann ist er wieder ein Narr, daß er in diesem Falle Hochzeit macht; oder er ist auch nicht einmal geliebt, und alsdann ist er der buntscheckigste Narr, den es nur geben kann, dann, dann hat seine Allerschönste selbst ihn zum Narren. Summa Summarum, ein Bräutigam sollte sich immer mit einer Narrenkappe vorsehen, wenn er seine liebe Närrin zum Altar führt.

Einige Schritte von dem jungen Mann entfernt stand die Braut, ein schönes, ernstes Mädchen, mit dunkeln schwarzen Augen und schwarzen Locken, aber auffallend blassen Wangen. Sie fuhr bei den Worten Richards mit

der Hand zuckend nach dem Busen gerade an die Stelle des Herzens, als empfände sie dort einen geheimen Schmerz davon, und in ihrem Auge zerdrückte sich eine verstohlene Thräne, die ihr schnell, ehe sie die Verrätherin bergen konnte, über das Gesicht herunterfloß, und auf dem weißen Brautkleide einen feuchten Fleck sichtlich hinterließ.

Niemanden schien es aufzufallen, daß über Wilhelminens Stirn in den heitern bräutlichen Myrtenkranz ein befremdendes Cypressenblatt sich miteingeflochten hatte. Der Bräutigam setzte nach gewohnter Weise seine übermüthigen Scherze mit dem lustigen Onkel fort, die Gesellschaft begann allmälig gesprächig zu werden, die Chokolade wurde präsentirt, man schwatzte, lachte und unterhielt sich, aber die Braut stand still und einsam unter der geräuschvollen Freude da.

Herr von Waldensee hatte sich inzwischen auf kurze Zeit aus dem Saale entfernt, und unterdeß die noch fehlenden Zierden seiner Toilette meisterlich zu vervollständigen gewußt. Er trat jetzt erst mit der ganzen ihm eigenen Behaglichkeit zur Gesellschaft zurück, und Jeder

mußte es ihm lassen, daß er die schwere Rolle eines munter geschäftigen und nach allen Seiten hin redseligen Wirths trefflich und zur allgemeinen Erheiterung seiner Gäste durchzuführen verstand. Seine natürliche Leibesschwere machte ihn in der Beweglichkeit, deren er sich zu befleißigen suchte, nur um so ergötzlicher. Kinder! rief er laut, indem er sich auf einem Absatz im Kreise herumdrehte — mir springt mein altes Hagestolzenherz so vor Freude, als sollte ich selber heut Hochzeit machen. Aber ein großmüthiger Jüngling, wie ich bin, begnügt sich stets damit, nur für Andere Hymenäen zu singen. Wäre ich auch noch ein Mann für Hymen, so fände ich doch vielleicht keine Frau mehr für Hymen. Heisa, lustig! Heut ist ein schöner Tag! Heut ist Hochzeit! Ich habe schon nach unsern alten Pfarrer heruntergeschickt, der die jungen Leute, wie sie es selbst gewünscht haben, heut trauen soll! Er hat sie getauft, er soll sie nun auch trauen! Aber wenn uns Sr. Wohlehrwürden diesmal nur keinen Streich spielen! Der gute Mann ist gestern Abend plötzlich krank geworden, und ich erwarte mit

Ungeduld den Boten zurück, den ich auf Erkundigung nach ihm ausgeschickt habe. Doch fort mit allen Sorgen vor der Zeit! Lustig, Kinder, lustig! Umarmt euch, küßt euch! Umarmt mich, küßt mich! Schöne Braut, warum lachen Sie nicht auch einmal? —

Du fällst ja heut ganz aus deinem Charakter, Herr Bruder! bemerkte der sich immer gleich bleibende Major, indem er den Andern zu einem Zwiegespräch in eine Fenstervertiefung am Ende des Saals mit sich fortführte. — Ich hätte gern jetzt endlich einmal ein vernünftiges Wort über das zukünftige Schicksal unseres jungen Brautpaars mit dir gesprochen, da wir über diesen Gegenstand noch zu wenig unsere Ansichten ausgetauscht haben. Aber erst warst du zu träge, um uns deinem Versprechen gemäß entgegenzureiten, obwohl ich gerade darauf gehofft, um, wenn wir dann zusammen vorausgeritten wären, dir im Vertrauen einige besondere Gedanken zu eröffnen; und jetzt bist du wieder zu beweglich und fast geckenhaft, als daß man deiner zu einer ernsten Unterredung habhaft werden könnte! O Herr Bruder! fühlst

du nicht selbst, wie sehr dir alle Charakter-Consequenz, alle militairische Promptitüde, die dem Manne so Noth thut, gänzlich mangelt?

Dachte ich's doch, Herr Bruder, daß du auch heut auf dein altes Lieblingsthema zurückkommen würdest! erwiederte ihm Herr von Waldensee, ohne sich aus seiner muntern Laune im Geringsten herausbringen zu lassen. Dies ist nun schon seit vierzig Jahren das beständige und fast einzige Thema unserer Unterhaltung, so oft du aus der Stadt auf das Land zu mir herüberzukommen beliebst. Du bist der ältere Bruder, und es ist etwas Bedeutendes aus dir geworden. Du bist Major, du bist sogar Adjutant des Fürsten. Da ärgerst du dich immer noch, daß du aus mir, an dem du so viel gearbeitet hast, nicht mehr hast machen können, als aus mir geworden ist. Herr Bruder, laß dir doch endlich die Sorgen vergehen! Ich bin nun einmal mein Lebelang ein träges Haupt gewesen, und bin auch eigentlich viel zu träge dazu, um mich gegen deine immerwährenden Vorwürfe wegen meiner Trägheit zu vertheidigen. Ich bin nun einmal schlechtweg nichts als

Gutsbesitzer, Herr Bruder! Ich beschäftige mich lediglich mit Besitzen. **Beati possidentes!** Was kann man auf Erden schöneres thun als besitzen? Nur Eines bedaure ich, was noch außerdem aus mir hätte werden können, und was doch nicht aus mir geworden ist!

Und das wäre, Herr Bruder? fragte der Major, indem sich seine strengen Gesichtszüge zu einem etwas spöttischen Lächeln zwangen.

Ein Schriftsteller ist eigentlich an mir der Welt verloren gegangen! sagte der Gutsbesitzer mit komischer Würde im Ausdruck. Wenigstens hatte ich mir immer vorgenommen, einmal ein System der Faullenzerei zu schreiben, das ich ordentlich wissenschaftlich und paragraphenmäßig, in Form eines Handbuches, gewissermaßen als ein humoristisches Recht des Besitzes bearbeiten wollte, aber ich bin eben auch immer wieder zu faul gewesen, um über die Faullenzerei schreiben zu können. Was die Welt an meinem Talent eingebüßt hat, hoffe ich indessen noch einmal an meinen Neffen Richard verwirklicht zu sehen. Der Junge zeigt großen Beruf zum Schriftsteller, man kann es nicht läugnen.

Schon als Student arbeitete er an den beliebtesten Zeitschriften mit, und führte seine witzige Recensentenfeder, wie heut mein Koch unten den hochzeitlichen Bratspieß; ich meine, er ließ die Bücher, die er kritisirte, alle braten an dem lustigen Feuer seines Humors, daß es ein Gaudium war. Der Richard schlachtet ganz nach mir, habe ich oft zu mir selbst gesagt, und weil ich den Jungen so liebe, steht es auch bei mir fest beschlossen, ihm einmal mein ganzes Vermögen zu vermachen.

Jetzt kommst du endlich auf den Punkt, Herr Bruder, auf den ich dich eigentlich haben wollte! fiel ihm der Major ins Wort. Du weißt, der junge Mann ist noch Referendarius, und es hat vielleicht noch Zeit, ehe er, ungeachtet meiner einflußreichen Fürsprache bei unserm Fürsten, zu einem einträglichen Posten gelangt. Wir haben nun beschlossen, die beiden Leute zusammenzugeben, weil sie sich durch langen Umgang von Kindheit auf so aneinander gewöhnt haben, daß es das Beste schien, ein Ehepaar aus ihnen zu machen. Ich kann jedoch meine liebe Pflegetochter Wilhelmine für jetzt

nur mit einer spärlichen Mitgift bedenken. Du weißt, Herr Bruder, ich lebe bei Hofe, ich bin genöthigt manchen Aufwand zu machen, zu dem du als bloßer Gutsbesitzer kaum je Veranlassung hast. —

In diesem Augenblick wurden die beiden Brüder in ihrer Unterredung unterbrochen. Ein Diener trat zu ihnen heran und überbrachte dem Herrn von Waldensee eine Nachricht, welche diesen plötzlich in äußerste Bewegung zu versetzen schien.

Ist es möglich, daß ein solches Unglück sich gerade heut ereignen muß! rief er aus, indem er sich mit Bestürzung zur Gesellschaft wandte. Denken sie sich, so eben erhalte ich die Botschaft, daß unser alter Pfarrer drüben gestorben ist! Der Schlag hat ihn gerührt. Friede sei mit seiner Asche! Aber was soll nun aus uns, was soll aus unserm Brautpaar in der Geschwindigkeit werden? Die Stunde zur Trauung ist da, die Kirchglocken läuten schon, alle Feierlichkeiten sind vorbereitet, und nun muß — Gott verzeih mir die Sünde! — ich möchte mir

meine beiden kleinen Finger abbeißen, wenn heut aus der Hochzeit nichts werden sollte!

Wilhelmine hatte sich ihm, während er zu sprechen begann, mit gespannter Miene genähert. Die eben vernommene Todeskunde schien einen wunderbaren Eindruck auf das blasse Mädchen zu machen. Ihr Busen hob sich in heftigen Bewegungen auf und nieder, und den schönen geistreichen Augen entstürzte bald ein Strom von Thränen, die sie jetzt nicht mehr zurückzuhalten sich bemühte. Ihr eigenes Leid, das ihr geheim in der Seele ruhte, schien jenen Anlaß außen begierig aufzunehmen, um allen verborgenen Schmerzen auf einmal freien Lauf lassen zu können, und so mochten diesen Thränen, welche dem Andenken ihrers Pfarrers, ihres ehemaligen Lehrers, floßen, mehr noch einem heimlichen Gefühl des eigenen Herzens gelten.

Am heutigen Tage Thränen, Minna? fragte Richard, indem er seinen Arm um die liebenswürdige Gestalt schlang, und die Bewegte durch tändelnde Liebkosungen zu trösten suchte. Ich muß gestehen, fuhr er in seinem muntern Tone fort, der immer zugleich etwas Übermüthiges

an sich hatte, — so sehr ich den guten Pastor loci bedauere, so kommt mir die Sache doch in diesem Augenblick mehr komisch vor, und könnte fast auf meine Lachlust wirken, als daß ich in sentimentale Thränen zerfließen sollte!

Sie entwand sich schnell seinem Arm und trat einige Schritte von ihm zurück.

Diese theure Hand, sagte der junge Mann, indem er ihr lächelnd folgte und sie bei der Hand faßte — dieses theure beneidenswerthe Händchen ist dennoch mein, und wenn alle Pastoren dieser Welt der Schlag rührte! Aber unsere Liebe, Minna, ist nicht von dieser Welt, und darum sind wir ja in der unsichtbaren Kirche unserer Gedanken längst getraut, und haben in klingenden Küssen die Copulationsgebühren dem Gott der Liebe entrichtet! Dein Herz war der Altar, dein Händedruck war der Küster, der die Kerzen darauf angezündet, dein Wort „Ich liebe dich!“ war die Predigt, der Keiner andächtiger zugehört als ich; folglich sind Prediger und Küster eigentlich schon abgefunden, und es war nur eine Art von Pleonasmus, daß wir uns heut noch einmal trauen

lassen wollten, um uns dieser für den zierliche-
ren Stil des Lebens nothwendigen Redefigur
doch auch zu bedienen. Nun ist es freilich ein
seltsames Unglück, mein Täubchen, daß heut
plötzlich der Tod unsern Pleonasmus mit rother
Tinte durchstreichen mußte, wie ein mürrischer
Magister ein fehlerhaftes Exercitium. Aber
wir wollen uns durch diesen curiosen Querstrich
nicht bangen noch schrecken lassen. Was mei-
nen sie, meine Freunde, wenn ich mich mit
meiner Wilhelmine, gleichsam dem tückischen
Zufall zum Trotz, dennoch von dem todten
Pfarrer copuliren ließe? Sie staunen Alle,
sie sehen mich verwundert an, einige der holden
Damen drohen mir mit dem Finger, und selbst
Onkel Waldensee schüttelt diesmal seinen gut-
müthigen Kopf! Nun, könnte es nicht die Form
eines phantastischen Nachtstücks werden, wie
kaum ein Hoffmann, wenn er noch lebte, oder
unter den neuesten Französischen Teufelsschrift-
stellern, die ich so lieb habe, ein Balzac sie
glänzender erdacht haben würde? Hahaha!
Wir gingen in die Kirche, ließen uns den alten
todten Pastor auf die Kanzel stellen, und der

große Bauchredner Alexander, der jetzt gerade in der Stadt ist und herüberkommen müßte, hielte uns aus dem ernsten Munde des Erblaßten heraus eine Trauungspredigt comme il faut; — doch ich höre auf, dies Bild weiter auszuführen, da mein Bräutchen hier mich schon längst deshalb zürnend ansieht. Aber eine Hochzeit, denk' ich, muß es auf jeden Fall heut geben, schon um Onkel Waldensee's willen, dessen gebratene Hasen und Rebhühner nicht vergebens nach uns geschmachtet haben dürfen! Ist daher nicht etwa einer der Herren Geistlichen aus der Umgegend sogleich bereit, das heilige Werk an uns zu vollziehen, so schlage ich allen Ernstes vor, verkehrte Welt zu spielen, die ja so eigentlich die einzig interessante Welt ist; das heißt, wir feiern heut in allem Jubel das Hochzeitsfest, zu dem wir einmal zusammen gekommen sind, wir verzehren des Onkels Braten und trinken seinen Wein, wir lachen, scherzen, und sind lustig, und wenn ich dann mit meiner Minna nach der Stadt zurückgekehrt bin, lassen wir uns dort zur Nachfeier vom Superintendenten trauen!

Während einige seiner umstehenden Freunde geneigt schienen, die kühne und blitzende Phantasie des jungen Mannes, die er selbst wenigstens in seinen Reden zum Besten zu geben bezweckte, zu bewundern, hatte ihm dagegen Wilhelminen mit immer steigendem Unwillen zugehört.

Nachdem er geschwiegen, richtete sie ihr großes ausdruckvolles Auge mit einem unbeschreiblich stechenden Blick gegen ihn. Man sah ihr an, daß sie jetzt den Augenblick gekommen fühlte, wo sie sich aussprechen wollte und mußte, aber die eigene heftige Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, hinderte sie noch daran.

Endlich trat sie mit schwankendem Schritt in die Mitte der Versammlung, und sagte, zitternd vor Schmerz und Aufregung: Die heutige Feier, zu der wir uns Alle so festlich geschmückt haben, soll und wird nimmer begangen werden! Gott bestärke mich in diesem Entschluß, der mir im jetzigen Augenblick klar geworden, und den ich hiemit offen und feierlich bekenne! Ich werde, ich will nie die Seinige werden! Andere Ansichten, andere Meinungen, andere Grund-

gedanken des Lebens trennen uns hierhin und dorthin auf eine ewige Ferne! Er hat sich heut, Ihr habt es Alle vernommen, ausgesprochen in seiner gewohnten übermüthigen Art des trivialsten Scherzes, wie er von einem ehelichen Bündniß denkt! Ich habe immer andere ernstere, auf Gott gebaute Ansichten von der Ehe gehabt, und erkenne einen Wink des Himmels darin, daß der plötzliche Tod meines geliebten Lehrers diese Verbindung, die er segnen sollte, noch zur rechten Stunde aufgehalten hat!

In diesem Augenblick klang es wie ein heller springender Metallton auf dem Fußboden des Zimmers. Es war der goldene Verlobungsring, den sie sich, während sie gesprochen, vom Finger abgestreift hatte.

Verzeih mir, Vater, ich kann nicht anders! Ich muß gegen deinen Willen handeln! rief sie und stürzte sich halb ohnmächtig in die Arme des Majors, der sich vor Erstaunen über die ganze Scene noch nicht zu sammeln vermocht hatte.

Sie verbarg ihr weinendes Gesicht an den Busen ihres väterlichen Beschützers. Da drang

ebenfalls ein seltsamer klingender Ton in ihr Ohr, der einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie aufschrak und sich umblickte. Sie sah einen zweiten Ring neben dem ihrigen auf dem Boden liegen. Es war der Richards. Der Jüngling hatte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit von sich geschleudert.

Meine Verachtung hat denselben Klang wie die deinige! Klang und Klang sind sich begegnet, und einander nichts schuldig geblieben! rief er aus. Seine sonst so hellen munteren Gesichtszüge, die man selten anders als lächelnd zu sehn gewohnt war, hatte plötzlich eine dunkelrothe Gluth überzogen, die ihm ein völlig verändertes fremdes Ansehn gab.

Ach! schrie Wilhelmine, und hielt beide Hände vor die Brust, wie von krankhaften zuckenden Schmerzen befallen. Dann eilte sie, wie eine Fliehende, mit lauten durchdringenden Seufzern durch den Saal, ergriff die Thür, und war, nachdem sie noch einmal einen Blick auf Richard zurückgeworfen, verschwunden.

Unbeschreiblich war die Verwirrung und Bestürzung der übrigen Gesellschaft. Man rannte

durcheinander, fragte, bedauerte, erschöpfte sich in Vermuthungen, bis sich endlich Alle zur Thür drängten, um der entflohenen Braut nachzufolgen.

Das sind wunderliche Leute! sagte Herr von Waldensee, der zuletzt den Saal verließ. Hätte ich das gewußt, wäre ich noch nicht einmal so früh heut aufgestanden! Die schöne Zeit dauert Einen. — —

Der Mittag war herangekommen, die Sonne brannte ungewöhnlich schwül auf die Sommerlandschaft nieder. In der ganzen Umgegend des Landsitzes herrschte eine tiefe Stille, und man vernahm keinen Laut von den Hochzeitsgästen drinnen.

Von der Landstraße her kam ein Mann im eilenden Lauf herangeschritten, dessen Äußeres einen auffallenden Anblick darbot. Eine große hagere Greisengestalt, in einen zerlumpten, grauen Rock gekleidet, ohne Kopfbedeckung, das flatternde gebleichte Haar frei den Lüften zum Spiel überlassend, glich er in der scheuen Hast

seiner Bewegungen, mit der er sich näherte, einem unglücklichen Flüchtling, den sein Schicksal irgendwie unstät in's Weite getrieben.

Vor dem Landhause des Herrn von Waldensee, das einsam und abgesondert von dem übrigen entfernten Theil des Dörfchens lag, hielt er wie erschöpft still, als überlege er, ob er einen Ruhe- und Zufluchtsort hier suchen und finden dürfe. Seine Kräfte schienen ihm den Dienst zu versagen, er wankte, und lehnte sich einen Augenblick an die Hausthür, um sich von der Ermattung, die ihn sichtlich befiel, zu erholen. Er seufzte schwer, und über sein von tiefem Unglück durchfurchtes Antlitz schlich in plötzlicher Erblassung die Anwandelung einer Ohnmacht hin.

Von starker Natur, schien er jedoch wieder zu sich selbst zu kommen, und seines Zustandes mächtig zu werden. Habe ich nicht Ursach, mich zu freuen? sagte er leise vor sich hin. Ich bin meinem Kerker entronnen, mag es auch mit mir stehen, wie es will! Ich athme wieder frei, die göttliche Freiheit trägt mich wieder durch Feld und Thal, durch Stadt und Dorf, ich

kann mich berauschen im Duft der Wälder, ich kann jauchzen mit den Vögeln in den Lüften! Nur eines trübt die Wonne, frei zu sein, und quält mich flüchtigen Sohn des Unglücks unabweislich; — dies ist der fürchterliche Hunger!

Er sah sich spähend nach allen Seiten um, und öffnete endlich zögernd die Hausthür. Niemand ließ sich blicken noch hören, das ganze Haus stand wie verödet. Er schritt schüchtern weiter über den Flur, hoffend, daß ihm Jemand begegnen werde, den er um eine milde Gabe, um Erquickung in seiner Noth ansprechen könne.— So weit hat mich mein Schicksal niedergedrückt, daß ich zum Bettler geworden bin! stöhnte er mit zerknirschtem Schmerz in sich hinein. — Aber ich bin frei! —

Er wagte es endlich, an eine Thür zu klopfen, und da Keiner ihm antwortete, dieselbe zu öffnen, trat er in ein kleines Vorzimmer, das durch eine Glasthür zu einem anstoßenden Gemach führte, in welchem er eine junge Dame, mit Lesen beschäftigt, erblickte. Überrascht, wie es schien, blieb er stehen und zauderte noch, seine Anwesenheit zu verrathen. Das lesende

Mädchen hatte ihn indeß nicht wahrgenommen. Den schönen Kopf in den Arm gestützt, war sie in das Buch, das vor ihr lag, wunderbar vertieft, in ihren ernsten Gesichtszügen malte sich eine wehmüthige Andacht. Es wogte ihr der jugendliche Busen in schnellen, lebhaften Schlägen auf und nieder; sie weinte, sie faltete ihre Hände über das Buch zusammen, und preßte, sich niederbeugend, die Stirn schmerzlich darauf. Jetzt stand sie auf und verließ durch eine gegenüberstehende Thür das Zimmer.

Ihr hätte der Flüchtling gern alle seine Bedrängnisse gestanden und Hülfe und Theilnahme von ihr begehrt. Ihre Erscheinung zog ihn zutrauensvoll an, er wollte ihr nachgehn, und trat, muthiger geworden, in das Zimmer, das sie eben verlassen hatte. Das Buch, in dem sie gelesen, lag noch aufgeschlagen auf dem Tische. Er blickte rasch hin. Es war die Bibel.

Ach! treffe ich dich hier, Freund in der Noth, Stern in der Nacht, Stimme der ewigen Hoffnung! rief der unglückliche Mann bewegt, und hob das heilige Buch empor, das prächtig in schwarzem Sammet eingebunden war. — Du

gemahnst mich, wie eine alte Liebe den Treulosen, der wild und wüst abgeirrt war in alle Labyrinthe des Lebens! Mich ergreift wieder einmal eine unbezwingliche Sehnsucht nach dir und dem Gott in dir! O sonst war es mein Beruf, aus dir das Heil zu verkündigen, aber dein Wort verklang in der glühenden Wüste meines leidenschaftlichen Herzens! Ja, mein Herz ist zur Wüste geworden! —

Er schlug zitternd einige Blätter um, sein Auge blieb betroffen auf einer Stelle haften. Er las mit gebrochener Stimme: „Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? — Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste!“ —

Ist es möglich? rief der Erschütterte aus. Will dein Wort mich wieder suchen? Will es in dem Augenblick, wo ich die Wüsten meines eigenen Herzens empfinde, an die Stimme des Predigers in der Wüste, welcher der Verkündiger des Heilands war, mich mahnen? Ja, des Herrn Predigt thut Wunder in der Wüste

der Herzen, und kann wohl auch das meinige, so alt und öde es ist, wieder befruchten und aufblühen lassen im Frühling seiner Liebe! Ja, nur einen Thautropfen der Liebe in mein ödes Herz, und neue, bessere Keime wird es wieder treiben! Ach, ich trat wie ein armer Bettler in dies Haus, um irdische Speise zu suchen, und diese wird mir hier dargeboten. Sie soll mich sättigen und erquicken, sie soll mein Almosen sein, an dem ich zehre.

Er nahm die Bibel, ohne in seiner Aufregung zu bedenken, daß sie ihm nicht gehöre, und verließ damit das Zimmer. Draußen angekommen, lenkte er seine wankenden Schritte den Gebüschen zu, welche in einiger Entfernung das Landhaus umgaben. Hier streckte er sich hinter einen Hollunderstrauch ins Gras nieder, schlug getröstet lächelnd die Bibel auf, und las das Evangelium des Johannes, aus dem jene Stelle unwiderstehlich in seine Seele gedrungen war.

Um dieselbe Zeit saß Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in dem großen

Gesellschaftssaal allein. Die alten Herrn unterhielten sich mit ihrem Lieblingsspiel, einer Partie Schach. Die Hochzeitsgäste waren, nach jener unglücklichen Wendung der Verhältnisse, bereits sämmtlich wieder in die Stadt zurückgefahren.

Du spielst entsetzlich schlecht heut, Herr Bruder! sagte der Major verdrießlich. Keine Freude so, mit dir zu spielen. Ich bitte dich, wo hast du deinen Kopf? Hättest du deine Figuren nur mit etwas mehr militairischer Promptitüde ins Feld geführt, du würdest mir längst haben Schach bieten können.

Ich bin heut zu schachmatt dazu, Herr Bruder, entgegnete der Andere, indem er sich eben mit seinem letzten bewegbaren Springer festrannte. — Ich bin dumm, völlig dumm, weil ich noch nicht habe daraus klug werden können, was die Capricen unserer beiden Brautleute zu bedeuten haben sollen! Siehst du, Herr Bruder, das geht mir mehr im Kopf herum, als dir, wie es scheint, weil du vor lauter militairischer Promptitüde noch nicht zum Mitleiden mit den jungen Leuten gelangt bist. Mir thun sie leid, und ich muß wissen, wie ihnen noch

zu helfen ist. Ich weiß, sie haben sich in der Stille noch eben so lieb, wie seit Jahren. Sie müssen sich auch noch besitzen. Ich will ihnen zum Besitz verhelfen, so wahr ich selbst von Gottes Gnaden bloßer Besitzer bin! Sie sollen von Hymens Gnaden Besitzer ihrer beiderseitigen werthen Personen werden!

Schach der Königin! rief der Major. — Laß das junge Volk laufen mit seinen vermaledeiten Grillen. Sei beim Spiel! Nimm deine Königin in Acht!

Herr von Waldensee deckte sich so gut er konnte. Dann fuhr er, während der Andere über seinen Gegenzug nachdachte, zu sprechen fort. — Der närrische Kerl, der Richard, hat der schönen Wilhelmine auch Schach geboten! Ich hätte das nie gedacht. Ich glaubte immer, der Junge würde bei seinem sanguinischen Temperament sich als den nachgiebigen Theil beweisen. Aber ich muß alles wissen, sie sollen mir Beide beichten. Darum habe ich die jungen Leute um diese Stunde miteinander herbestellt, Herr Bruder! Wir wollen uns hier zu einem Kriegsgericht über sie constituiren, und unser

Brautpaar in den Belagerungs-Zustand erklären. Wir wollen auf dem strengen Wege Rechtens Jeden verhören, was er gegen den Andern hat. Sie sollen es sich in's Gesicht sagen, das hilft, meiner Treu! Ein ausgesprochener Haß verdünnt sich bei guten jungen Menschen am Ende zu einer Nadelspitze, womit sie sich nur noch schäkernd in die Finger stechen. Aber mach' doch kein so böses Gesicht, Bruder Major! Unsere Partie Schach spielen wir darum immer weiter, und ich werde gleich anfangen, mich teufelsmäßig gegen dich zur Wehre zu setzen.

In diesem Augenblick ließ sich im Nebenzimmer eine Geige vernehmen, die in schrillenden Tönen, wie sie ein altes Instrument von sich zu geben pflegt, einen beliebten neumodischen Walzer spielte. Die beiden Alten horchten verwundert auf. Die Musik schwieg wieder, die Thür öffnete sich und Richard trat lachend und grüßend zu seinen Oheimen in den Saal.

Ich fand deine alte halbzerrissene Geige drinnen an der Wand hängen, Onkel! sagte Richard. Da fiel mir ein, daß ich heut einmal zum bösen Spiel gute Miene machen müßte, und zog

mir das Ding herunter, um mir in meinem verunglückten Bräutigamszustande etwas Lustiges aufzuspielen. So machte ich denn eigentlich nicht sowohl zum bösen Spiel gute Miene, als vielmehr zur bösen Mine gutes Spiel! Und wo ist denn unsere Wilhelmine, unsere gute Mine, die mir so böse mitgespielt hat? Ich glaubte sie schon hier, und war auf die böse Miene gefaßt, mit der ihre Anklage gegen mich auftreten würde. Warum zögert sie so, auf dem von Onkel Waldensee anberaumten Termin, hier zu erscheinen? Bereitet sie sich vielleicht erst noch durch ihre fromme Morgen-, Mittags- und Abend-Lektüre dazu vor, um mir dann mit rechter Salbung die Fehler, wegen deren sie mich haßt, zu Gemüthe führen zu können? Nun wohl, ich mache, wie gesagt, zum bösen Spiel gute Miene, und zur bösen Mine ein möglichst gutes Spiel! —

Jetzt wurde die Saalthür leise aufgemacht, Wilhelmine trat zögernd und mit zur Erde gesenkten Blicken ein. Sie hatte den Brautkranz aus dem Haar gethan und allen glänzenden Schmuck abgelegt, den die beabsichtigte Festlich-

keit des Tages ihr aufgedrungen gehabt. In ihrer vereinfachten Erscheinung hatte die geistig zarte Gestalt etwas Rührendes gewonnen, das durch ihr jetziges stilles verschämtes Auftreten noch mehr sich erhöhte.

Schach der Königin! rief der Major, ohne auf die Angekommene zu achten, seinem Mitspieler von Neuem zu. Du kannst deine Königin nicht mehr retten!

Meine Königin ist gestürzt! klagte der Andere in seiner komischen Weise, warf die Figuren über den Haufen und sprang auf, indem er sich Wilhelminen mit galanten Scharrfüßen näherte, und sie bewillkommte. Meine Königin ist gestürzt! sagte er zu dem ernsten schweigenden Mädchen, verbindlich. — Aber Sie, noch vor Kurzem die Herzenskönigin dieses Tages, strahlen uns noch zum Trost, und ich bin der Meinung, Ihre Sache, deren Anwalt Sie selbst jetzt sein sollen, steht so gut, daß es nur eines Wortes von Ihren Lippen bedarf, um sich aus dem Schach zu ziehen und uns Alle!

Sie stand stille da, sie erröthete in tiefdunkeln Farben. Jetzt schien sie sich zu fassen, und

sprechen zu wollen. Doch zuvor wandte sie ihr Auge noch einmal scharf und prüfend im Kreise umher, ihre Blicke suchten den Jüngling. Richard hatte sich in den Hintergrund des Saals zurückgezogen, und stand dort, mit dem Rücken an ein Fenster gelehnt, indem er mit spöttischem Lächeln vor sich hinschaute. —

Ich soll sagen, warum ich heut, und wie es scheint, so plötzlich die erste Ursach der Trennung einer lange gehegten und vorbereiteten Verbindung wurde! begann Wilhelmine mit zitternder Stimme, und senkte, während sie sprach, das Haupt wieder schüchtern auf die Brust herab. — Meine Pflicht ist es wohl, Ihnen, meine väterlichen Freunde und Beschützer, deren Wunsch diese Verbindung war, Rechenschaft zu geben von dem, was ich that, aber wie ich es unternehmen, wie ich es aussprechen soll, weiß ich selbst nicht in diesem Augenblick. Und was habe ich denn gethan? Ich habe mein Gefühl walten und entscheiden lassen, ich habe der inneren Stimme gehorcht, die mir so oft das Rechte gerathen hat. Es war ein Irrthum, daß er und ich für einander bestimmt

seien. Die lange Gewohnheit des täglichen Umgangs hat diesen Irrthum erzeugt, die Selbsttäuschung hat ihn gepflegt und groß genährt, das gegebene Wort schien ihn unwiderruflich gemacht zu haben. Er war zu einer Fessel für uns geworden, an der sich unsere widerstrebenden Herzen heimlich wund rieben, ohne es sich selbst gestehen zu wollen. Ein geborener Widerstreit der Naturen tritt zwischen uns beide. Richard ist heiter und ausgelassen, ich bin ernst und traurig; er verletzt leicht in seiner übermüthigen Laune, ich werde leicht verletzt. Er scherzt, wo ich weine, er spottet, wo ich Andacht empfinde, er höhnt, wo ich liebe! Mit einem Wort: er ist ein neumodischer Humorist! Ja, diese Richtung, der er sich erst in den letzten Jahren so entschieden und gänzlich hingegeben, ist es grade, die uns für immer von einander entfernt hat! Ich kann sie nicht ausstehen, es ist ein feindlicher Ton in meinem Ohr, der bis ins Herz hinunter mir lähmend nachgellt. Es ist nicht der Welthumor, wie er in großen Dichtern den menschlichen Geist wunderbar hebt und beflügelt, es ist ein Worthumor, ein kleinlicher,

mit sich selbst kokettirender Worthumor, dessen einzige Grundlage die innere Eitelkeit ist, in brillanten Wendungen auf Kosten des tieferen Ernstes des Lebens glänzen zu wollen. Richard will immer glänzen, wo er nichts als wahr sein sollte, und sein eigenes Gefühl, wenn es innig in ihm wach wird, läßt er verschäumen im Sprudel klingender Wortspiele, mit dem er es überschüttet. Er kann nichts einfach sagen, er muß den Ausdruck der Seele durch einen gesuchten Witz entstellen. So hat er selbst in die Stunden der Liebe das blitzende Gift seines Spottes getröpfelt. Er flattert, er schwärmt, er ironisirt, wo ich ein wahres, erfreuendes, gedankenwechselndes Gespräch mit ihm begehre, und ergeht sich in satirischen Luftspringen und Ausfällen, mit denen er, selbst unbewußt, mir das Herz blutig sticht. Und wäre dies nur eine vorübergehende Richtung, nur ein spielerischer Anflug von satirischem Zeitgeist bei ihm, so würde es die alte treue Neigung, den Zug der lieben Gewohnheit, in mir nicht haben zurückdrängen können. Aber ach, nein! er will diese Richtung, deren athemlose Gereiztheit er

für Begeisterung hält, zur Grundlage des ganzen Lebens nehmen, und darauf fortbauen und fortwandeln, um sich einen Ruhm damit zu machen in der Welt! Er hat nicht nur in der letzten Zeit sein Dichtertalent, dessen ich mich sonst immer so sehr erfreute, zum Träger der bloßen Persiflage herabgewürdigt und zerblasen, er hatte auch die Absicht, ich weiß es, gleich nach unserer Verbindung seine bürgerliche Amtsstellung aufzugeben, und lediglich als Journalist zu leben und zu wirken! — —

Hier wurde die Sprechende von einem lauten Gelächter des Herrn von Waldensee unterbrochen, dem dies so komisch däuchte, daß er nicht umhin konnte, seine Belustigung darüber zu erkennen zu geben. Richard aber stampfte vor Zorn mit dem Fuße, und war über und über roth geworden, während der Major grollend ausrief: Was? Kein Amt, keine Staatscarriere? Journalist will der Junge werden, nachdem er schon bis zum Regierungs-Referendarius vorgerückt? Habe ich darum meinen Einfluß bei dem Fürsten für ihn verwendet? —

Wilhelmine, nachdem sie einen Augenblick

Athem geschöpft, fuhr ermuthigter fort: Ich sah die Träume von unserm künftigen häuslichen Glück, die meinen Brautstand fröhlich umgaukelt hatten, zerstört, und durch einem fremden unheimlichen Geist die stille Pflanzstätte der Hoffnung zertreten, auf der ich mir das Bild ehelichen Lebens und Wandels in meinen süßesten Gedanken auferbaut hatte. Ich betete oft zu Gott, daß er ihn seinen wahren Beruf besser erkennen lassen möchte. So trug ich meinen geheimen Kummer hin bis auf den heutigen Tag, immer hoffend und immer wieder verzagend, und hatte nie den Muth, den Schein der Vereintheit, den wir uns einmal vor der Welt gegeben hatten, in seiner inneren Unwahrheit aufzudecken. Ich hätte mich ihm auch gegeben mit dem Schmerz der Abneigung in der Brust, und das zitternde Ja auf der Lippe, würde ich das innere Nein auf ewig im zusammenzuckenden Krampf des Herzens zu bergen gestrebt haben. So wäre ich, wie die Meisten in dieser Zeit, eine Heuchlerin geworden, aber ich hatte mich selbst zum Opfer meiner Heuchelei bestimmt, denn ich würde daran bald, bald unterlegen

sein. Aber es war anders beschlossen. Gerade heut, an diesem Tag der Schmerzen und des Festes, mußte ihn seine Laune treiben, mehr als je seinen mir so verhaßten und herzzerdrückenden Scherz spielen zu lassen; gerade heut, wo ich ganz von Seelentrauer durchbebt an seinem Arm hinwanke, muß ich ihn wieder hören nicht anders als witzelnd, stichelnd, humorisirend, und in der ganzen schimmernden Ausgelassenheit seiner dornigen Manier. Heut zum erstenmal steigt mir so unüberwindlich der Zorn darüber auf, und alle Gefühle der Braut verwandeln sich an des Bräutigams Seite in einen immer deutlicher werdenden Haß. Da kommt die erschreckende Kunde von dem Tode meines verehrten Lehrers, dieses würdigen Mannes, dessen Unterricht ich einen so unschätzbaren Theil meiner Bildung verdanke, und der unsere Verbindung durch sein heiliges Wort hätte bestätigen sollen! Richard spottet, Richard höhnt und witzelt, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Empfindungen seiner Braut! Jetzt hielt ich mich nicht länger mehr, und ihr hörtet das schneidende Wort aussprechen, ihr hörtet den Ring

klirrend niederfallen, der mich tödtlich am Finger brannte! Ach, und so schied uns sein unglückseliger Hang auf ewig! Dieser unglückselige Hang, dieses witzige Geistreichthun, dieses gezwungene absichtliche Scherzen, diese halb geniale Gedankenliederlichkeit, vor der nun einmal meine Natur sich in Ekel auflösen könnte! Ich gehöre zu den einfachen Seelen, die sich in keine gekünstelte und geschraubte Lebensansicht hineinzerren lassen mögen. Er gehört zu den maliziösen Geistreichen unserer Zeit, die kein anderes Lebensglück kennen und erstreben, als Effecte zu machen! Ich habe mich offen ausgesprochen, ich erwarte mein Urtheil. Aber mein Schmerz ist unendlich! —

Sie trat zurück und warf sich erschöpft in das Sopha, mit einem lauten schreienden Seufzer ihr Gesicht in den Händen verhüllend.

Da kam Richard in die Mitte des Saals hervorgeschritten und schickte sich an, seine eigene Vertheidigungsrede zu halten.

Ich muß mit einem alten Erfahrungssatz anfangen, den mir hoffentlich jeder zugeben wird! begann er sein Plaidoyer. — Dies ist kein

anderer als der, daß Niemand aus seiner Haut heraus kann! Was unsere schöne Wilhelmine in ihrer eben beendigten feierlichen Rede gesagt hat, erinnert mich daher an das bekannte Sprüchwort: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" Ich soll meine Fehler ablegen, ich soll meinen Character ändern, ich soll meine Natur umstimmen. Wie soll ich mir aber den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen? Wie soll ich meinen Character ändern, ohne meinen Charakter zu vernichten? Wie kann ich meine Natur umstimmen, ohne eine Unnatur an mir selbst zu begehen? Sie macht es mir zum Vorwurf, daß ich zu den neumodischen Humoristen gehöre. Wie aber, wenn ich ihr eben deshalb neumodisch erscheine, weil sie selbst nur zu altmodisch ist? Aber nein, auch sie gehört zu den Neumodischen, oder wenn ich so sagen soll, zu den neumodischen Altmodischen; sie gehört zu den Frommen, zu den Pietisten! Darum ist mein heiteres Naturell ihr so widerstrebend, darum gilt ihr jeder harmlose Scherz, jedes lustige Wortspiel für ein Gräuel, für eine himmelstürmende Gottlosigkeit, darum schreit sie mich

aus als einen Spötter! Nicht mein Spott ist es, sondern ihre Prüderie, die ihr mein Wesen feindlich erscheinen läßt. Ihre Prüderie ist so krankhaft, daß sie sich selbst bis auf die Grammatik erstreckt, und gewisse Wörter, und sogar Wortformen aus unserer Sprache verbannen möchte, um nicht davon gereizt zu werden. Jedes derbe, einigermaßen körperhafte Wort vermag sie so zu stören, daß sie das Gespräch wie außer sich abbricht und für den ganzen Abend stumm wird, ja ich habe gesehn, daß sie blos von dem Worte: „Hosen!“ das Jemanden unvorsichtiger Weise in ihrer Gegenwart entschlüpfte, Nervenanfälle bekam. Und ich habe es mir gerade zur Aufgabe gesetzt, dieser verhaßten naturwidrigen Prüderie, die im Leben wie in der Literatur immer mehr um sich gegriffen, mit allen Waffen entgegenzuarbeiten. Wir leiden heutzutage wahrhaft kläglich daran. Die Prüderie hat sich mit dem sogenannten guten Ton verbündet und dadurch zu einer Macht unter uns erhoben, die alles Groteske, Naturkräftige, Kernhafte, das unser Leben und Streben erfrischen könnte, allmählig aus der Welt

verschwinden zu lassen droht. Alles soll jetzt glatt, damenhaft, salonsmäßig, gesellschaftlich sein. Nun gut, nichts leichter als das! — Aber was soll dabei herauskommen? Eine engherzige Verknöcherung der Poesie, der Sprache, der Sitte! Unsere Poesie, unsere herrliche deutsche Sprache, wird sie nicht auf diesem Wege bald alles Eisen verlieren, allen Metallklang einbüßen und um ihre bezeichnendsten Kernausdrücke ärmer werden? Man scheut ja jede Aufregung als unanständig, und die Deutschen werden bald nur eine kastrirte Mädchenschulen-Literatur zu ertragen im Stande sein! Ach, ach, pfui der Schande über unsern germanischen Stamm! Ich erlebe es noch, daß unser ganzes Dasein wie eine reinlich aufgetragene Stickerei aussieht, die aus den keuschen Händen einer alten ehrbaren Jungfer hervorgegangen! O ihr großsinnigen Alten mit der Naturkräftigkeit eures Lebens, mit der Unbefangenheit eurer Sitte, mit der Nacktheit eurer Statuen! Bei uns muß sich das Schönste verhüllen, weil die kleinlichen Seelen sich schämen, wenn sie es sehen. Es sind Leineweberseelen. Venus Ana-

dyomene darf nicht ohne Kattunschürze vor ihnen erscheinen. Sie sind prüde, und sie werden prüde sein. Wollte man nur nicht die sittlichsten Sachen von der Welt, wie z. B. „die Beinkleider,“ die auch in der englischen Decenz nur als die Unaussprechlichen, die inexpressibles, figuriren dürfen, befeinden! Mein Gott, was soll man am Ende anfangen, wenn man die nächsten, naivsten, unschuldigsten Bedürfnisse vor Scham nicht mehr auszusprechen wagen darf! Werden wir diese verruchten Tugendhaftigkeiten wohl einmal wieder los werden? Sind aber die Prüden so streng, sollte man auch gegen sie anfangen, streng zu sein. Prüde Damen sind gewöhnlich in Gesellschaft die eifrigsten Strickerinnen. Es ist eine Beobachtung, die sich mir fast immer bestätigt hat. Nun ist mir schon an sich nichts verhaßter, als ein Strickstrumpf; aber ich möchte dann auch behaupten, daß Stricken in Gesellschaft eigentlich unsittlich sei. Findet man in Gedichten, die das Leben malen, so viel Unsittliches heraus, so kann es entgegengesetzten Falls auch nicht schwer werden, das Stricken als unsittlich nach-

zuweisen, besonders wenn ein Damenstrumpf gestrickt wird. Wie leicht kann ein zierlicher Damenstrumpf, den man unter den schönen arbeitsamen Händen sich bewegen sieht, die Phantasie der jungen Leute, welche umhersitzen, verlocken, und durch die Bilder, und weiter verfolgten Combinationen, die sich unmittelbar daran reihen, zu den üppigsten Vorstellungen reizen! Nein, fürwahr, das Stricken ist in Gesellschaften sehr gefährlich und unsittlich, und mich wundert, daß die Prüden nicht schon selbst darüber erschrocken sind. Und die schöne Wilhelmine ist auch immer in Gesellschaft eine so eifrige Strickerin gewesen. O, o, und doch ist sie mir auffässig! Aber ich wollte mich gegen ihren Vorwurf der Spötterei vertheidigen, und seht, ich bin selbst sogleich wieder in's Spotten hineingerathen. Ich müßte ein schlechter Spötter sein, wenn ich es nicht so gemacht hätte! Bedenken denn auch die Leute, die uns so gern des Spottes anklagen, ob sie nicht wirklich durch ihre Albernheit unsern Spott verdient haben, und ob derselbe nicht immer noch der mildeste Grad der Bestrafung war? Spott ist die am wenigsten rohe Waffe der Polemik.

Darum ist unsere Zeit bei weitem gebildeter genialer, als jede frühere in Deutschland, weil sie sich auf die edle Waffenkunst des Humors und der Satire am glänzendsten versteht. Spott kann tief verwunden, aber er macht eine Polemik nie gemein, sondern hält sie noch immer in poetischer Sphäre. Grobe, übereernste Polemik macht jedes Verhältniß, das sie berührt, sogleich gemein und zerstört es dadurch für immer; sie treibt durch ihre Gewaltsamkeit die letzten warmen Funken aus dem Gegenstande aus, während der Spott durch seinen blitzenden Zündstoff immer feurig reizt, denn wie oft verstecken sich nicht noch hinter den Dornen seiner Rede die Rosenblätter des Eros? Unter den biederen Deutschen ist es aber lange Sitte gewesen, nicht anders als mit jener Cyclopenpolemik gegeneinander zu streiten. Darum ist so viel ehrbare Gemeinheit in ihren literarischen Fehden. Ich habe nun gesagt, was ich denke, mein Fräulein! Da das holde Fräulein selbst so gelehrt, kritisch und reflectirend ist, daß sie über die Zeitrichtungen urtheilt, so wird sie nun auch zu beurtheilen wissen, ob ich anders hätte sprechen können,

als ich gesprochen habe. Sie ist überhaupt viel reflectirender, als ich, und ich glaube, das hat uns oft gegeneinander verstimmt. Sie will über die Zeitrichtungen reflectiren, während ich selbst nur genug damit zu thun habe, eine zu sein. O Minna! — —

Wilhelmine war von ihrem Sitz aufgesprungen, sie hob die gefalteten Hände hoch empor gen Himmel und schluchzte. Hörst du es, gütiger Gott, wie er wild mich höhnt, er, den ich liebe? rief sie wie aus tief gebrochenem Herzen, mit Thränen erstickter Stimme, und schwankte zur Thür hinaus. Im Forteilen zerriß ihr Gewand, das sie hastig zwischen den Pfosten einklemmte.

Der Stern der Liebe sank über den Häuptern der beiden sich Mißverstehenden immer ferner in Nacht zurück. — —

Aus den Gebüschen zur Seite des Landhauses trat der unglückliche Mann wieder hervor, dessen Erscheinung in dieser Gegend vor Kurzem bemerkt worden war. In seinen Mienen

glänzte eine stille Freude, eine wunderbare Stärkung schien sich über die ganze Gestalt ergossen zu haben. Sein zerfallenes hülfsbedürftiges Äußere contrastirte seltsam mit der schimmernden Verklärung in seinem Blick, der eine edle Fassung aussprach. Noch hatte ihn keine Nahrung, deren er so sehr bedurfte, erquickt, und doch schritt er aufrechter und kräftiger einher, als zuvor. Er hielt die Bibel in seiner Hand und lächelte.

Er wandte sich wieder nach dem Hause zurück, von wo er das heilige Buch mit sich genommen. Ein schöner, sonniger Tag stand am blauen, wolkenlos ruhenden Himmel. Vom Giebel der Villa begrüßte eine muntere Wachtel mit frohlockendem Schlag den armen Flüchtling.

Diesmal schien er jedoch nicht unbemerkt geblieben zu sein. Noch ehe er sich der Schwelle des Hauses genähert, hörte er plötzlich Stimmen hinter sich flüstern: Er ist es! wurde gerufen. — Alles trifft zu! —

Er blickte sich um, und sah in der Ferne einige Männer stehen, die ihn mit Aufmerksam-

keit beobachteten. Sie schienen ihn schon seit einiger Zeit belauscht zu haben.

Er wollte schnell in das Haus entschlüpfen, aber man war schon näher gekommen, man rief ihm mit drohenden Worten zu, stehen zu bleiben und sich zu ergeben. Er zauderte unschlüssig, ob er dem Zuruf folgen oder die Flucht ergreifen solle, die ihm seine erschöpften Kräfte unmöglich zu machen schienen. Schon sah er sich jedoch von zwei starken Leuten ergriffen, die ihn mit Geschrei festhielten, während ein Anderer, auf dessen Befehl sie gehandelt hatten, langsam und bedächtig herangeschritten kam.

Dies war der Amtmann aus Waldensee, ein kleiner wohlgenährter Mann von pfiffigem Aussehen, welcher den Verhafteten jetzt prüfend in Augenschein nahm. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, in das er abwechselnd einen Blick that, um, wie es schien, Vergleichungen hinsichtlich der vor ihm stehenden Person anzustellen.

Er ist es, sagte er endlich mit wohlgefälliger Miene, indem er das Zeitungsblatt, das einen Steckbrief enthielt, zwischen den Händen rollte.

Freund, macht nur keine Umstände, wir haben euch erkannt. Ihr seid der ehemalige und wegen schlechter Streiche abgesetzte Prediger Halden!

Der Unglückliche antwortete nicht. Er stand einen Augenblick in Gedanken versunken, in seinen Zügen arbeitete ein ungeheurer Schmerz.

Ihr seid von der Festung entsprungen! fuhr der Amtmann im zuverlässigen, seiner Sache gewissen Tone fort. Ueberliefert euch mir nur gutwillig. An ein Entkommen ist doch nicht zu denken. Eure Personalität ist in allen Zeitungen genau beschrieben, und ihr seht überdies eurem Äußern nach so aufrichtig aus, daß man euch gern auf den ersten Blick für einen aus dem Zuchthause Entsprungenen gelten läßt. Übergebt euch daher den Händen eurer Obrigkeit, die ein Recht an euch hat! —

Der Arme seufzte tief auf, er ließ sprachlos seine Blicke in die Ferne schweifen, aber nirgendher schien er noch Rettung zu hoffen.

Kurz war der Traum der Freiheit! flüsterte er in sich hinein. — Die Rache verfolgt den Sünder, selbst wenn er wieder gut wird! —

Man stand im Begriff, ihn fortzuführen,

als Herr von Waldensee mit seinem Bruder, dem Major, in diesem Augenblick aus der Thür trat, und sich verwundert der Gruppe näherte.

Was giebt es hier, mein lieber und vielgetreuer Amtmann? fragte Herr von Waldensee. — Was habt ihr da für einen curiosen Vogel eingefangen?

Einen berüchtigten Delinquenten, Euer Gnaden, versetzte der Gefragte. Ich habe heut dem Staat einen wichtigen Dienst geleistet. Ich hoffe, man wird mich höheren Orts durch ein Belobungsschreiben zu ehren wissen!

Einen Delinquenten? — warum nicht gar? sagte Herr von Waldensee, nachdem er den Verhafteten genau betrachtet. Seht euch vor, Amtmann! der Mensch hat ja eine Bibel unter dem Arm. Habt ihr je in eurem Leben gesehen, daß Delinquenten mit der Bibel unter dem Arm spazieren gehn? Und zwar ein höchst prachtvoll eingebundenes Exemplar führt dieser Mann da bei sich.

Wahrhaftig! sagte der Amtmann, das war mir entgangen. Er muß sie irgendwo gestohlen haben!

Pfui, Amtmann, pfui! entgegnete Herr von Waldensee. Wer wird von seinem Nebenmenschen gleich das Schlimmste denken! — Zeigt mir eure Bibel her, Freund! fuhr er darauf, zu dem in der schmerzlichsten Beklommenheit dastehenden Mann gewandt, fort. Der Einband gefällt mir außerordentlich. Ihr müßt ein guter Mann sein, da ihr eine so schöne Bibel habt.

Er betrachtete wohlgefällig das Buch, auf dessen Sammetdeckel mit goldgestickten Buchstaben der Name Wilhelminens eingezeichnet stand. Nachdem er dies bemerkt, stutzte er und rief verwundert aus: Was ist das? Die Bibel gehört ja unserer Minna!

In diesem Augenblick zeigte sich Richard in der Hausthür, welchen die auffallende Scene ebenfalls herbeigelockt hatte.

Komm her, ich will dir etwas geben! rief ihm Onkel Waldensee zu. Nimm hier die Bibel, lies in der Bibel deiner Braut, du gottloser Junge! Lege sie dir aufs Herz, werde fromm, und gieb sie ihr dann mit sammt deinem Herzen wieder zurück.

Richard nahm mit einer gewissen Hast das dargereichte Buch. Er kannte es, er hatte Wilhelminen, wenn er sie besucht, oft darüber angetroffen, und es war ihm dann immer auffallend erschienen, daß sie es jedesmal vor ihm eifrig zu verbergen gesucht und ihm durchaus nie gestatten wollte, es in die Hand zu nehmen oder einen näheren Einblick in dasselbe zu thun. Er wußte, daß sie ihre Bibel zugleich zu ihrem Tagebuch zu benutzen pflegte und zu dem Ende stets mehrere weiße Blätter darin eingeheftet hatte, auf denen sie ihre geheimsten Gedanken und Geständnisse in sinniger Andacht niederschrieb. Richard schlug jetzt das Buch auf, das ihm nun der seltenste Zufall in die Hände geführt, und fand hinten die Blätter, die von Wilhelminens zierlicher Perlschrift beschrieben waren. Nachdem er einen Blick darauf geworfen, klappte er es schnell wieder zu und ging gedankenvoll mit dem Buch in das Haus zurück, ohne für den weitern Verfolg des gegenwärtigen Auftrittes noch Interesse zu zeigen.

Freundchen, ihr seid also doch wohl zu dieser Bibel nicht gerade auf dem Wege der Fröm-

migkeit gelangt! sagte darauf Waldensee zu dem Unglücklichen, gegen welchen der Schein so sehr zeugte. Mann, euer Gesicht hatte etwas, das mir Theilnahme einflößte, als ich euch zuerst sah. Wie habt ihr euch nur an einer Bibel vergreifen können? Ist mir doch in meinem ganzen Leben noch kein Bibeldieb vorgekommen!

Da nahm der Angeklagte, der noch immer von den beiden Gerichtsdienern gehalten wurde, das Wort, und betheuerte seine Unschuld. Eine edle Zornröthe flammte über seinem trauernden Antlitz empor. — So tief sank ich nie! rief er aus. Ich bin schuldig, aber nie und nimmer eines Diebstahls!

Er erzählte darauf in kurzen, mit schmerzlicher Hast ausgestoßenen Worten, wie er als ein Hülfeflehender, von Hunger und Durst ermattet, in das Haus gedrungen, wie er die Bibel in einem Zimmer gefunden, wie er sie, von der aus schuldbedrücktem Herzen erwachenden Sehnsucht fortgerissen, auf einen Augenblick mit sich genommen, um dort im Gebüsch das Wort der Gnade zu lesen, und wie er eben im Begriff gestanden, sie an den rechtmäßigen

Ort wieder zurückzubringen. Er flehte den milden Sinn des Besitzers des Hauses an, ihm zu vergeben.

Der Mensch hat Gaben der Eloquenz! sagte Herr von Waldensee. Er besitzt eine Stimme, die Einem das Herz im Leibe trifft! Ich kann ihm nicht gram werden. Er fängt an, mir immer mehr zu gefallen. — Wer seid ihr eigentlich, guter Mann? fuhr er fort. Ihr seid gewiß nicht der, für den euch mein Amtmann hält. Vertraut euch mir nur an, und ich will euch schon helfen, wenn es in meiner Macht steht.

Ach! seufzte der Gefragte — ich heiße Halden! —

Sehen Euer Gnaden her, er heißt Halden! rief der Amtmann dazwischen, und überreichte dem Herrn von Waldensee das Zeitungsblatt mit dem darin aufgeschlagenen Signalement.

Ja, ich bin es! — fuhr Jener fort — ich bin der unglückliche Prediger Halden! Mein Schicksal ist bekannt, ich wurde als Pasquillant zur Festung verurtheilt. Ich will hier, wo ich in den Mienen eines edlen Mannes so wohl-

thuende Theilnahme für mich lese, einige Worte über mich sagen, die mich nicht rechtfertigen, aber doch das, was ich verschuldete, erklären sollen. Das Ernste und Burleske des Lebens berührte sich in mir immer zu schneidenden Gegensätzen, und schon als Knabe konnte ich über die guten Lehren meiner alten schwachen sterbenden Mutter in demselben Augenblick, wo ich mich über ihr Hinscheiden in Thränen auflöste, unwillkührlich Bemerkungen machen, die Jeden der Umstehenden zum Lachen reizen mußten. Nichts empfinden die Menschen aber übler, als wenn ihnen zur Unzeit das Lachen erregt wird, und so säete ich mir selbst in den Frühling meiner Jugend das Unkraut des Hasses, der mir überall entgegentrat und mich verfolgte. Ich galt bei Allen für einen bösen Buben, und doch hatte ich Allen eben so oft Beispiele meines weichen, überquellenden Herzens gegeben. Der Spott war naiv in mir, er bildete sich erst später zur Kunst aus und wurde Absicht. Weil Jeder sagte, ich wäre böse, fing ich es endlich selbst an zu glauben, und wurde es; ich wurde es und fand den einzigen Trost darin, es auf

eine piquante Weise mit Witz und Laune zu sein. Einen hellen scharfen Verstand hatte mir die Natur gegeben, meine eigenen Fehler einzusehen, aber auch die meiner Umgebungen. Ich hielt es für genial, mich selbst in meinen Umgebungen zu geißeln. Meine Satiren sind alle Selbstbußen des Spötters gewesen, und auf dem Autodafee, das mein Spott anzündete, brannte immer mein eigenes Herz in verborgenen Qualen mit. Mein Vater sagte sich von mir los, ich hatte ihn durch ein ganz unabsichtliches Wortspiel in der ganzen Stadt lächerlich gemacht. Auf dem Gymnasium, dem ich in der Residenz als Pensionair übergeben worden, wurde ich ebenfalls bald wieder entfernt, weil ich Lehrern wie Mitschülern ein Stein des Anstoßes war, an dem sich alle rieben. Ich durfte nur lächeln, so gab ich auch schon ein Ärgerniß. Es war etwas in meinem Wesen, das unbewußt aus mir herausschlug und vor dessen Folgen ich immer selbst erschrack, weil ich sie nie berechnet hatte. Ich wurde mit Beschimpfung meiner Ehre von der Anstalt entfernt. Da ging ich in mich, und so jung ich auch damals noch war,

kam es doch zu einem sehr ernsten und festen Entschluß in mir. Ich beschloß, die tiefste Einsamkeit aufzusuchen, und, entfernt von allem Umgang, mich durch ein anhaltendes Selbststudium zur Akademie vorzubereiten. Ich führte es aus, und verlebte so ein Jahr, in mein abgelegenes Zimmer mich verschließend, fast ohne auszugehn. Nie war ich glücklicher, als jenes Jahr hindurch, das ich nur mit meinen Büchern, diesen treuesten und zuverlässigsten Freunden, die durch keinen Spott reizbar und verwundbar sind, zubrachte! Mich selbst für geheilt haltend, bezog ich die Universität und erwählte mir die Theologie zu meinem Studium. Ich wollte eine entgegengesetzte Richtung meiner Natur einschlagen, um sie gewaltsam zu überwinden, und glaubte, wenn ich mein Leben ausschließlich dem Dienst des Herrn gewidmet, frei zu bleiben von allen Anfechtungen der alten Triebe. Ach, ich dachte nicht, wie nahe Religion und Spott einander berühren! Indeß erreichte ich ohne bedeutende Störungen und Abirrungen mein Ziel. Ich war Landprediger geworden und im Besitz eines jungen liebenswürdigen Weibes.

Man hielt mich im Allgemeinen für einen sanften, frommen Mann. Ich predigte, ich tröstete die Leidenden, ich ermahnte die Glücklichen, ich liebte mein Weib, unterrichtete meine Kinder und war glücklich. Ich war so lange glücklich, bis ich mich über mein Glück zu langweilen anfing. Die ländliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit, die bis dahin meine Freude ausgemacht, meine Natur gemildert hatte, begann mir drückend und unerträglich zu werden. Aus der einförmigen Stille meines abgelegenen Predigerhäuschens lockte mich wieder das bunte Leben in den Farben des Spottes heraus. Ich begann zu meiner Unterhaltung Satiren zu schreiben, zu denen die politischen Zeitverhältnisse einen reichen Stoff darboten. Ich ließ sie drucken und der Beifall des Publikums ermunterte mich. Wie interessanter schien es mir wieder, mit den Gegensätzen des Lebens keck zu spielen, als in ebener Ruhe, ohne Aufechtung und ohne anzufechten, das Dasein hinzuträumen. Die verführende Schlange im Paradiese des menschlichen Glücks ist die Unruhe, die uns treibt und uns nicht läßt. Wenn der Engel des Friedens

statt der Mohnkörner zuweilen auch Donner und Blitze zu schleudern vermöchte, wir würden länger bei ihm aushalten. Ich wurde wieder wild, ich wurde leidenschaftlicher als jemals. Die Hausgötter auf meinem stillen Familienheerde, die sonst so freundlich und segnend auf uns herabgesehn, verhüllten sich weinend, ich zerfiel mit meinem ganzen häuslichen Glück, aber ich achtete nicht mehr darauf. Bald wurde ich wegen einer Schrift, durch die sich eine hohe Person von mir verletzt glaubte, zur Untersuchung gezogen. Meine Gattin starb in Kummer über mich. Ihre letzte Thräne löschte den Brand in meinem aufrührerischen Herzen. Ich besann mich wieder, aber es war schon zu spät. Ich wurde meines Amtes entsetzt, man riß mich aus der Mitte meiner hülflosen Kinder, und führte mich auf die Festung, um meine Unbesonnenheit in vieljähriger Haft abzubüßen. Dort saß ich lange und trauerte dumpf in mich hinein. Kein erquickender Strahl wollte wieder durch meine Seele leuchten. Einige Gesuche um Begnadigung, unmittelbar an den Fürsten selbst gerichtet, blieben unbeantwortet, und an meiner

Sehnsucht nach Freiheit schmachteten alle meine Kräfte täglich hin. Ich wäre daran gestorben, hätte sich mir nicht eine Gelegenheit dargeboten, zu entfliehn. Wie froh begrüßte ich die freie Luft, ach! die freie Luft, ohne die ich nie leben konnte! Jetzt habt ihr den armen Flüchtling wieder ergriffen, und ihn an der kaum ausgeflatterten Schwinge schon wieder festgehalten! Aber ich segne dennoch diese Flucht. Mitten auf dem Wege ist dem Umherirrenden, dem Ermatteten das Wort des Herrn begegnet, und hat ihn gespeist und getränkt und seine abgewandte Seele auf immer wieder zu sich gelockt. Führt mich jetzt getrost wieder zurück in meine Gefängnißmauern, ich will euch folgen und die verdiente Strafe des Gesetzes ganz über mich auswalten lassen. Ich werde jetzt alles erdulden können, denn ich bin seit einer Stunde wie ein anderer Mensch. Ein starker Trost ist in mir aufgewacht, eine große Zuversicht ist in mir lebendig geworden, eine süße Liebe und Gnade lächelt in mich hinein! — Führt mich nur wieder fort auf die Festung, — denn ich muß

ja auch noch den an jener Bibel begangenen Diebstahl abbüßen! —

Diese letzten Worte sagte er gutmüthig lächelnd; man hätte ihm daran noch den alten Spötter ansehn können. —

Schade um den Menschen! rief Herr von Waldensee mitleidig aus, und schien nachzusinnen, was er für den Unglücklichen thun könne. —

Auf ein Wort, Herr Bruder, sagte jetzt der Major, indem er ihn bei Seite nahm. War sein Name, den er nannte, nicht Halden?

So nannte er sich; entgegnete Waldensee. Aber, mein Gott, Herr Bruder, was ist dir denn auf Einmal widerfahren? Du siehst ja ganz alterirt aus und hast sogar die Farbe gewechselt. Kennst du den Mann? Und warum interessirt dich sein Name so?

Der Major, der in der That schon seit einiger Zeit in sichtlicher Unruhe dagestanden, zog jetzt ein Papier aus der Tasche, faltete es hastig auseinander, und starrte dann lange mit tiefsinniger Miene darauf hin. Ich Esel! sagte er endlich mit komischer Wuth und schlug sich ver-

drießlich vor die Stirn, während sein Bruder laut zu lachen anfing.

So habe ich dich nie gesehen, so lange ich denken kann! rief Herr von Waldensee. Traun, das muß etwas Außerordentliches zu bedeuten haben!

Sieh her! sagte der Major mit stotternder Stimme, indem er dem Andern das Papier zeigte. Das ist eine ganz verzweifelte Geschichte, man könnte des Teufels darüber werden. Hier ist die Begnadigung jenes Predigers Halden. Das Factum ist schlechterdings nicht abzuläugnen. Vor ungefähr 14 Tagen hat sie unser gnädigster Fürst mir, seinem getreuesten Adjutanten, der sonst immer alle seine Befehle auf das pünktlichste zu vollziehen pflegte, eingehändigt, um sie der betreffenden Behörde zur Ausfertigung zu übergeben. Der Mensch hatte von seiner Festung aus ein Gedicht an den Fürsten gerichtet, welches demselben so wohlgefiel, daß er ihn zu begnadigen beschloß. Aber was geht es mich an, warum er ihn begnadigt hat. Genug, er hat ihn begnadigt, und hat mir selbst, wie gesagt, den Begnadigungsbefehl in die Hände

gegeben. Aber ich ließ ihn — o ich könnte rasend werden — ich ließ ihn in der Tasche stecken, und vergaß nachher in der fatalen Zerstreuung, welche die Anstalten zur heutigen Hochzeit verursachten, wieder daran zu denken. Ich vergaß wieder daran zu denken, und so blieb die Begnadigung in der Tasche stecken und der Mensch auf der Festung. Keiner wußte sonst darum. Erst jetzt, da ich den Namen Halden höre, fällt mir die Sache ein. Und nun muß auch noch gerade dieser Halden, zu meinem wahren Scandal, vor der Zeit davon laufen, ehe seine Begnadigung aus meiner Tasche wieder ans Tageslicht gekommen war. Jetzt werden sie ihn wieder zurückbringen, er selbst hat seine Sache verschlimmert, und es wird nun mißlich sein, etwas für ihn zu thun. Ich aber bin zeitlebens blamirt, wenn dieser mein grober Disciplinarfehler dem Fürsten zu Ohren kommt! —

Herr von Waldensee hatte ihm verwundert zugehört. Ist es möglich, Herr Bruder! rief er dann, und schlug wie in scherzhaftem Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, um den Andern ein wenig aufzuziehn. — Das hast

du dir bei deiner vielgerühmten militairischen Promptitüde zu Schulden kommen lassen können? Ei, wer hätte das gedacht, Bruder Major, daß ich, der ich ein bloßer Besitzer bin, obwohl durchaus kein Besitzer der militairischen Promptitüde, dies noch einmal an dir erleben würde! Indeß hat dich die Sache ordentlich lebendig gemacht, und es ist das erste Mal in diesem Leben, daß ich dich so viel hintereinander habe sprechen hören, als in diesem Augenblick! Darum wünschte ich den Handel, bei meiner Seele, nicht ungeschehen!

Vielleicht läßt sich noch Alles machen! sagte der Major, der, an der Unterlippe nagend, in tiefen Gedanken dastand.

Warum wird es sich nicht machen lassen? entgegnete der lustige Waldensee. Jetzt wollen wir handeln, Herr Bruder! Trotz meiner Gutsbesitzerträgheit wollen wir uns jetzt beide in unserer militairischen Promptitüde zeigen! Wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, damit dieser arme Halden, der bis jetzt blos in deiner Tasche begnadigt war, auch außerhalb derselben es wird! Du weißt, der Mann gefiel mir gleich

beim ersten Anblick außerordentlich, und ich habe nichts Anderes im Sinne, als ihn hier auf meinem Gutsbesitzthum statt des heut verstorbenen Werner zu meinem Prediger zu machen.

Dem stände nichts im Wege, versetzte der Major — da in dem Begnadigungsdecret wieder seine Anstellungsfähigkeit bemerkt ist.

Und stehenden Fußes müssen wir handeln, Herr Bruder, mit rechter Promptitüde! fuhr Waldensee fort. Ich reise sogleich zum Superintendenten in der Nachbarschaft, um über die neue Besetzung meiner Pfarre mit ihm zu sprechen.

Und ich reite sogleich zum Commandanten der Festung hinüber — fiel der Major ein — um über den unerhörten Fall mit ihm Rücksprache zu nehmen, daß er einen seiner Verbrecher noch kurz vor der Begnadigung davon laufen läßt. Er muß den vertrackten Steckbrief in den Zeitungen widerrufen lassen.

Was meinst du, Herr Bruder — bemerkte Waldensee — wenn wir in der Geschwindigkeit wieder einen neuen Pfarrer für den zur Unzeit

Verstorbenen anschaffen, am Ende ließe sich unser junges Brautpaar doch noch trauen.

Das wäre vernünftig! sagte der Major.

Heda, Amtmann! Ihr wißt doch, daß der Mann dort begnadigt ist! rief darauf Waldensee mit frohlockender Stimme, indem er zu den Andern wieder herantrat. Hier seht ihr den Begnadigungsbefehl des Fürsten!

Der Amtmann warf einen zweifelhaften Blick auf das Papier, wagte jedoch aus Ehrerbietung gegen seinen Gutsherrn nichts zu bemerken, und entfernte sich endlich mit seinen beiden Begleitern, die auf seinen Wink den in Haft Genommenen wieder frei ließen.

Halden hatte vor Erstaunen und ungewisser Freude noch keine Worte finden können. — Menschenkind! Ihr seid ja begnadigt! rief ihm Waldensee zu, und hätte den Unglücklichen, der ihn nicht begriff, vor Wonne fast umarmt. Ihr sollt mein Pfarrer werden! Wahrhaftig, das sollt Ihr! Die Schafe hier in Waldensee haben euch arretiren wollen, und ich mache euch nun zum Seelenhirten dieser Schafe! Kommt nur gleich mit in's Haus! Erholt euch, seid getrost,

eßt erst etwas, und wir wollen dann das Weitere miteinander besprechen.

Der Major hatte sich schon entfernt, um sein Pferd satteln zu lassen, und Waldensee eilte ihm jetzt nach ins Haus. Halden folgte mit einer Thräne des Dankes im Auge seinem neuen Beschützer, den ihm das Glück so unverhofft zugeführt hatte. —

Bald sah man die beiden Brüder mit verhängtem Zügel nach verschiedenen Seiten der Landstraße hin davonreiten. Der Eine ritt zum Commandanten der Festung, aus welcher Halden entflohen war; der Andere zum Superintendenten, um die Bestätigung für den neuen Pfarr-Candidaten einzuholen. —

Richard war mit der Bibel Wilhelminens in ein einsames Zimmer gegangen, und hatte sich dort mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit in die Lectüre der handschriftlichen Blätter vertieft, welche dem Buche von der Hand der Besitzerin beigefügt waren, und eine geheime Anziehungskraft auf ihn ausübten. Je länger

er las, je mehr schien er sich in einen sinnenden Ernst zu verlieren, wie er auf der lachenden Stirn des Jünglings sonst selten oder nie Platz nahm. Es gährte in ihm, sein Busen hob sich schneller und heftiger. Ein Aufsatz von Wilhelminens Hand beschäftigte ihn so bedeutsam, daß er ihn wieder und wieder las, und sein starr auf das Blatt gerichtetes Auge nicht mehr davon abwenden konnte. Es waren besonders folgende Stellen, die ihm wunderbar ins Herz drangen:

* * *

„Die Liebe ist heiter, aber sie wurzelt tief im Ernst, wie der Glaube in Gott. Religion und Liebe kennen nur einen Feind, das ist der Spott! Das schüchterne Täubchen, die Liebe, vergeht und stirbt schon vor Angst, wenn es den Stoßvogel nur von Weitem auf sich niederschießen sieht."

„Ich habe immer ernst sein müssen, wenn ich wirklich etwas sein sollte. Darum bin auch ernst in der Liebe gewesen, und habe ernstlich geliebt. Ja, ich liebte ihn mit dem ganzen Ernst

meiner Seele, und meine Seele war andächtig in der Liebe. Die Liebe ist deshalb so ernst, weil sie so tief ist. Die Liebe ist immer in Gedanken, und hat viel zu denken und zu sinnen. Darum verwundert sie sich oft selbst, daß sie nicht leicht und lustig sein kann, und sie ist doch so glücklich!"

„Ich bin ihm zu ernst gewesen, weil er meinen Ernst mißverstanden hat. Er verstand nicht, daß mein Ernst die Liebe war. So griff er das an mir an, was eigentlich ihm gehörte. Mein Ernst, mein Tiefsinn, meine Gedanken gehörten ihm. Er hat sein eigenes Besitzthum durch seinen Spott verwüstet. Aus dem Ernst wird Haß, wenn aus der Liebe Spott wird, — aber hat sich kein heimlich blühendes Blümchen der Treue für ihn noch gerettet? Ach das Blümchen der Treue kann nie ganz vertrocknen im weiblichen Herzen, aber es verhaucht in der Stille sein unbemerktes und verachtetes Dasein."

„Oder bin ich vielleicht die Schuldige, die den flatternden Jugendscherz zu scharf an ihm empfand? Habe ich da spitze Pfeile an ihm gesehn, wo sein poetischer Muthwille nur die

tändelnden Schmetterlingsfühlhörner heraus- kehrte? Habe ich ebenso seinen Scherz mißverstanden, wie er meinen Ernst? O Gott, die Menschen verkennen einander oft gerade auf dem Punkt, wo sie sich am innigsten zu berühren im Begriff stehen! Ach, ach, glückliche Tage friedlicher Liebe, ihr seid kurz gewesen, und doch denk' ich ewig an euch zurück! Ich will mich selbst anklagen, ja, ich will mich anklagen, daß ich nur in der friedlichen Liebe glücklich zu sein vermag, und ihm, dem neckenden unruhigen Geist, der nur durch beständige Raketenfeuer das Fest der Liebe zu feiern meinte, möge es ihm ferner wohlgehn! Gott lasse ihn immer glücklich sein, während ich fern und still in zurückgezogener Einsamkeit ihn nie vergessen, aber stets vermeiden will! Sein Ungestüm hat zu rauh in das Saitenspiel meiner Seele eingegriffen, und die zerrissene Saite des Gefühls wird nun ewig in zitternden Klagetönen nachbeben! Er hat sich eine Musik zerstört, die nie aufgehört haben würde, ihn mit ihren freundlichsten Tönen durchs Leben zu geleiten. Meine beste Musik, meine schönsten Stunden waren

sein. Jetzt tönt Alles Schmerz, doch ich bete und weine zu Gott und seiner Gnade!" — —

* * *

Richard war aufgesprungen, in der heftigsten Bewegung flogen alle seine Pulse. Er drückte sich die Stirn in die Hand, als wolle er sich auf sich selbst besinnen, er durchschritt mit leidenschaftlicher Hast das Zimmer.

Was habe ich gethan? rief er aus, indem er die Bibel wieder empornahm und lange und unverwandt auf die Schriftzüge der geliebten Hand blickte, welche jene Worte eingezeichnet. Eine große Thräne entstürzte seinem Auge und bedeckte das Blatt. Es schien sich ein bedeutender Entschluß in ihm loszuarbeiten.

Ich unbesonnener Thor! Ich Narr meines Witzes! fuhr er fort. Wie konnte ich den kostbarsten Schatz meines Lebens einem Nichts zum Opfer bringen! Gott weiß es, ich habe nie aufgehört, sie zu lieben, aber weil ich sie so liebte, neckte ich sie, und ließ es mir nimmer träumen, daß mein Scherz einen Stachel in

sich verschließen könne! Nun habe ich an dem Stachel meiner Reden mein eigenes Glück aufgespießt! O, sie ist so hold, so gut, so verehrenswürdig! Weisheit und Schönheit thronen im sinnigen Verein auf ihrer Mädchenstirn; wie Urania war mir ihr seelenvolles Wesen oft erschienen! Ach, was habe ich an ihr verloren! —

Aber soll ich sie denn wirklich verloren haben? sprach er weiter, und schien von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken wie erheitert und ermuthigt. Ist mir in diesen Zeilen ihrer Hand nicht ein Trost geblieben, an dem ich noch festzuhalten und wieder aufzubauen vermag? Ihre Klagen, ihre Vorwürfe hier fallen mir schwer aufs Herz, und erleichtern es mir doch auch wieder! Ich sehe ein, was ich gegen sie verschuldet, aber ich sehe zugleich, wie es nicht unmöglich ist, meine Schuld wieder zu tilgen! Ja, ich will hin zu ihr, ich muß mich ihr aussprechen! Sie soll den alten, ergebenen, treugesinnten Freund finden, der ganz so werden will, wie ihr ernster Sinn es immer verlangt hat! Minna, meine Minna, ich will ein An-

derer werden, ich will ganz Dein werden! Nimm mich auf, du Traute, in deinen Ernst, in deinen schönen Ernst, den heiligen, unter dessen mildem Schatten ich fortan immer an deiner Seite den Lebensweg gehen will! Ich will an mir arbeiten. Werkthätig, häuslich, praktisch will ich werden, eine tüchtige Stellung gewinnen, und von allen andern Plänen ablassen! Mit dir, du meine ernste Muse, glücklich zu sein, ist mehr als das Flitterglück eines leicht zu erhaschenden Scherzes! Ich gehe, dich zu suchen. Ich weiß, du wirst den Reuigen, der wieder in deine Arme flieht, nicht von deinem Herzen zurückstoßen!

Er eilte fort mit schnellbeflügelten Schritten, wie Einer, dem ein neuer Stern des Glückes aufgegangen. Er fand sie nicht im Hause und begab sich hinunter in den Garten. Hier durchstreifte er alle Gänge, spähte in jeder Laube, auf jedem heimlichen Rasenplätzchen nach, wo die Geliebte hätte verweilen können. Das Herz klopfte ihm stürmisch vor Ungeduld und Bangigkeit, sie zu finden. Freude und Furcht, ihr

wieder zu begegnen, stritten in ihm abwechselnd. Aber sie war nirgend zu ersehn.

Er war bis zum äußersten Ende des Parks gelangt, wo, hinter schattigen Gebüschen verborgen, das silberhelle Wasser eines Bassins sprudelte und zu einem kühlen Bade einlud. Der heiße Sommernachmittag, das vergebliche Umherirren, die in ihm vorgegangene Aufregung hatten den Jüngling ermattet. Er setzte sich sinnend am grünen Rande des Bassins nieder, und schaute in die leise rauschende Flut hinunter. Bald begann er sich zu entkleiden, um sich durch ein Bad, das ihm hier so anmuthig geboten wurde, zu erfrischen. Er verbarg seine Kleider im Gebüsch und stieg in den freundlich winkenden Quell hinab. — —

Inzwischen hatte Halden im Hause auf Veranstaltung seiner neuen Gönner Gelegenheit gefunden, sich nach den langen Entbehrungen und Mühsalen, die er zu erdulden gehabt, wieder zu erquicken und seinen erschöpften Kräften Stärkung und Erholung zu Theil werden zu lassen. In der zufriedensten Stimmung über die günstige Wendung seines Geschicks, von Dank gegen

den milden Lenker aller menschlichen Verhältnisse und von heitern Aussichten in die Zukunft erfüllt, hatte er sich darauf ebenfalls um diese Stunde zu einem Spaziergang in den Garten begeben.

Er war, in seelenfrohen Gedanken hinschlendernd, zu der Stelle gelangt, wo Richard im Bassin badete. Halden, der den Badenden nicht wahrnehmen konnte, sah im Vorübergehn die Kleider desselben im Gebüsch liegen, welche er dort aufbewahrt hatte. Er blieb lächelnd stehen, und betrachtete die Kleider, indem er sich seines eigenen kümmerlichen und entwürdigenden Anzuges, in dem er sich noch immer befand, dabei erinnerte. Seine Wohlthäter hatten in ihrem Eifer, seine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, noch vergessen, von dieser Seite her für ihn zu sorgen, und waren fortgeritten, während der arme Halden noch die Kleider an sich trug, in denen er seinem Gefängniß entflohen war.

Will mein Schicksal seine gute Geberlaune gegen mich heut bis ins Spaßhafte fortsetzen? sprach er scherzend zu sich selbst, und hob die gefundenen Kleider auf, von denen er sich nicht zu

erklären wußte, wie sie hieher gekommen sein mochten. Es war der stattliche Bräutigams-Rock Richards, den er mit wohlgefälligen Blicken in seinen Händen hielt. „Dieser Anzug wäre für mich wie gemacht, und käme gerade zur rechten Zeit, um mein abgerissenes Kostüm zu ergänzen. Wie wär' es, wenn ich dem Wink des scherzenden Zufalls folgte, der mich heut auch noch mit einer neuen Garderobe ausstatten will?"

Indem er so stand, sah er plötzlich den Gang herunter eine junge Dame herbeikommen, welche sich dieser Stelle zu nähern schien. Es war Wilhelmine. Er erkannte mit freudiger Überraschung die Besitzerin jener Bibel in ihr, deren Fund ihm beim Eintritt in dies Haus so bedeutungsvoll geworden war. Aber es schien ihm seltsam, jetzt mit den fremden Kleidern in der Hand von ihr gesehen und betroffen zu werden. Er trat deshalb schnell, ehe sie ihn noch gewahr werden konnte, in eine Seitenallee zurück, und er verbarg sich dort, bis sie vorübergegangen sein würde.

In demselben Augenblick entstieg die schöne,

weiß glänzende Gestalt unseres Richard dem Bade. Von den jugendfrischen Gliedern das Naß der Welle abschüttelnd, sprang der Jüngling gekräftigt und erheitert hervor, und trällerte sich in der besten Laune ein Liedchen. Aber wie erstaunte er, als er, eilend sich anzukleiden, seine Kleider nicht mehr an dem Platze fand, wo er sie hingelegt, da Halden in der Geschwindigkeit, sich zu verbergen, sie mit sich fortgenommen hatte.

Ganz nackt, wie er war, ängstigte ihn die Lage, der er sich durch einen ihm unerklärlichen Zufall ausgesetzt sah, anfangs nicht wenig. Nachdem er das Gebüsch durchsucht, wagte er sich endlich, da er Alles ringsum still fand, auf die Allee, um hier vielleicht eine Spur von seinen entwendeten Kleidern zu entdecken. Kaum hatte er jedoch einige Schritte gethan, als er sich Wilhelminen gegenüber erblickte. Sie schrie laut auf bei seinem Anblick; er blieb stehen und sein Fuß wurzelte wie der eines Erstarrenden unbeweglich fest an der Erde. Die Verwirrung, die Scham, das Entsetzen, das sich Jedes der Beiden in diesem Augenblick bemächtigte, war

gleich groß und unbeschreiblich; es war die peinlichste, unerträglichste Scene, die sich erleben läßt!

Wilhelmine hatte beide Hände fest vor die Augen gepreßt, als sie die unverhüllte Gestalt des Jünglings so vor sich stehen sah. Das Haupt hing ihr tief herunter auf die Brust, von den Wangen glühte eine brennend herausgetretene Schamröthe in dunkelflammendem Scharlach, ihr ganzes Wesen schien tief in seinem innersten Grunde zu erzittern. Sie glaubte, er habe ihr das zum Hohn gethan; sie hielt sich überzeugt, daß es seine Absicht gewesen, sie noch auf diese Weise zu verspotten, nachdem er sich von ihr getrennt, nachdem er in seiner letzten Rede, in der er sich heut gegen sie ausgesprochen, ihr die zu strenge Sittlichkeit ihres Charakters zum Vorwurf hatte gereichen lassen. Ach, sie wußte nicht, was seitdem in ihm vorgegangen; sie wußte nicht, mit welchen Gefühlen er ihr jetzt gegenüber stand.

Noch hatte Richard, stumm und sprachlos dastehend, sich nicht von der Stelle bewegen können. Es trieb ihn zu fliehen, es trieb ihn

sich zu verbergen, er hätte sich in den Erdboden einwühlen mögen, um tausend Meilen tief unter demselben fern von dieser Scene, fern von dieser Stunde zu sein. Aber sein Fuß hielt ihn noch immer wie gebannt, es hielt ihn die staunende Betrachtung des Zustandes, in den er Wilhelminen versetzt sah, gefesselt. So war sie ergriffen, so hatte sie alle Haltung, ja alle Ähnlichkeit mit sich selbst verloren, daß es unglaublich schien und eine steigende Besorgniß für sie erregte. Indem er so noch vor ihr stand, glaubte sie in ihrer Täuschung, daß er sich an ihrem Anblick, an ihrer schmerzlichen Verwirrung weide. Noch einmal seufzte sie laut und schneidend auf, wie aus gebrochenem Herzen. Dann, ohne die Hand von den Augen zu lassen, stürzte sie fort in's Gebüsch, um der nackten Gestalt ihres Freundes, von dem sie sich feindlich verfolgt glaubte, zu entrinnen.

Erst im Gebüsch drinnen schlug sie den vor Scham fast erblindeten Blick wieder auf. Da sah sie sich dicht am Rande des Quells. Es war derselbe, in dem Richard gebadet hatte. Sie stutzte, sie schauderte beim Anblick des

Wassers, das sie in seinen Spiegel hinunterzulocken schien. Sie sann nach, sie lächelte irr und geheimnißvoll, und streckte dann die Arme verlangend aus, nach der flüsternden Welle hinunter. In deinen Tiefen, kleine Welle, muß ich mich verbergen! rief sie aus. Ich kann von nun an doch die Augen gegen Niemanden mehr aufschlagen! Birg du meine Schmach auf ewig in den Schleiern deiner grünen Fluth! Laß alles Leid des schweren ängstlichen Lebens untertauchen in dir, und spiele dann froh mit Deinen leichten Bläschen über ein armes Mädchen hinweg! —

Richard, obwohl er ein Unglück ahnete, hatte ihr nicht zu folgen gewagt, aus Furcht, sie noch mehr zu verschüchtern. Jetzt hörte er einen rauschenden Schlag im Wasser, es war etwas gefallen, die Woge, die es empfangen, hatte dumpf geschäumt und geschrieen, und ein sterbendes, bald verhallendes Ach! ließ sich weinend dazwischen vernehmen. Er stürzte wehklagend hinzu, er fand die Geliebte, unten auf der Welle schwimmend, noch mit dem unglücklich gesuchten Tode im Kampf begriffen. Sie ruderte,

wie ein sterbender Schwan, auf der Fluth, welche wie aus Mitleid zögerte, das schöne Opfer in ihr Grab hinabzuschlingen. Er sprang hinunter, ergriff sie mit starken Armen, drückte sie mit der letzten Liebesinbrunst an sich und trug sie an das Ufer hinauf. Hier warf er sich laut erseufzend über den noch einmal zusammenzuckenden Körper hin, der unter seinen Küssen allmählig erkaltete. Das gebrochene Auge blickte ihn noch wie zürnend an, der verblichene Mund schien sich bebend zu sträuben gegen die Liebkosungen, die ihm der von Schmerz und Liebe hingerissene Jüngling aufdrückte, um ihm gleichsam durch die Leidenschaft seiner Verzweiflung wieder Lebensglut einzuhauchen. Erst später kam Friede und sanfte Ruhe in einem leuchtenden Lächeln über das Antlitz der Todten heraufgezogen. Sie lag lang ausgestreckt über den Rasen; die schönen Glieder flossen, wie Wasserlilien, von dem Naß über, das sie ertränkt hatte. Es schien der letzte Thränenthau zu sein, der so hervorquoll und in dem ihr hingeschiedenes Leben um sich selbst weinte. —

Der in der Nähe befindliche Halden war

zuerst herbeigeeilt, um sich bei dem schrecklichen Ereigniß hülfreich zu erweisen. Nachdem der verständige Mann selbst mit der Todten die ersten Versuche angestellt, um sie wieder ins Leben zurückzurufen, rannte er fort, um wirksamere Hülfe herbeizuholen. Richard blieb bei seiner entseelten Freundin zurück.

Nichts war herzzerschneidender, als den Jüngling anzusehn, wie er da saß neben der Todten und sie unbeweglich anstarrte. Die Abendsonne schien brennend auf seine unverhüllte Gestalt herab und überfärbte seine weißen Glieder mit einem röthlichen Schimmer. — So hast du enden müssen, mein Täubchen! klagte er in abgebrochenen Lauten, indem er sie noch einmal in seine Arme nahm. Grausam war das Geschick, es hat dich mir unversöhnt entrissen! Du hast meine wiedergeborene Liebe nicht mehr vernommen, und gerade als sie sich dir wieder an's Herz werfen wollte, verkanntest du sie, erschrackst, verzweifeltest und starbst du! Ach, ach, ach, das war heut der Tag, der unser Hochzeittag sein sollte! Mein Bräutchen, du kannst jetzt nicht mehr Nein! sagen zu unserer Hochzeit,

nicht mehr Nein und nicht mehr Ja! Auf deiner Lippe ist die süße Rede gestorben, die Weisheit deiner Zunge schweigt. Alles schweigt und ist todt! Die Gestorbenen haben keine Zunge zu sprechen, und die Lebenden haben keine Ohren, sie zu hören! Aber die Hand kannst du mir noch reichen, deine theure, kostbare, schneeweiße Hand! Sie hindert es nicht, daß ich sie ergreife, daß ich sie tausendmal zärtlich drücke! Doch sie ist kalt, zu kalt für den Feuerdruck der Liebe! In diesen schönen Fingern liegt jetzt ein entsetzliches Geheimniß verborgen. Je länger ich sie in meiner Hand drücke, je mehr fühle ich an ihnen das Geheimniß des eisigen Todes schaudernd heraus! Durch das Paradies deines Leibes schleicht der kalte Wurm der Zerstörung hin, und frißt deine Blüthen. O, o, ich kann dich nicht mehr sehn! Uralte, schwarze, räthselhafte Nacht der Welt, aus der wir kommen und in die wir gehn, sinke auch auf meine Augen nun herab! Ich schließe mein Auge, legt mich nur gleich mit ihr in die Gruft! Ach Minna, Minna, du hast mein Scherzen nicht leiden können, mein Humor war dir immer

verhaßt! Jetzt könnte ich mich recht in deine Gunst einschleichen, wenn du noch lebtest, denn nun kann ja nie wieder ein Scherz über meine verarmte Lippe tönen! Kein Scherz wird tönen, kein Glück wird genossen werden! Du, du, du starbst ja, weil du deinen Feind mich glaubtest! — —

Noch spät am Abend kehrten Waldensee und der Major von ihren kleinen Reisen zurück. Sie hatten ihre Geschäfte glücklich beendigt, und der spaßhafte Onkel Waldensee trat nach seiner Weise mit lärmender Freude ins Haus, um die frohe Botschaft zu verkündigen, daß sein neuer Liebling Halden sein Pfarrer geworden sei. Der Übergang seiner harmlosen Lustigkeit in das bitterste Leid war unbeschreiblich schmerzlich, als er in dem ersten Zimmer, das er betrat, sogleich Wilhelminens stille Leiche erblickte. —

Halden wurde bald darauf Pfarrer auf dem Dörfchen Waldensee. Seine Antrittspredigt war eine Todtenpredigt. Er sprach über dem

Sarge Wilhelminens die schönsten, ergreifendsten Worte des Herzens, welche die Klage um das edle Mädchen laut werden lassen konnte. —

Den armen Richard kannte man nicht wieder. Der sonst so lebhafte und von Muthwillen wie begeisterte Jüngling wurde vor der Zeit alt und lebensmüde. Sein einziger Trost war jene Bibel der Geliebten, die als ein theurer Nachlaß in seinen Händen geblieben war. In dieser Bibel las er Tag und Nacht, jede Stunde sah man ihn mit ihr beschäftigt. Über ihren Blättern träumte, dachte, weinte und betete er. Den von Wilhelminens Hand eingeschriebenen Aufsatz las er sich oft mit heißen Thränen wie seinen Bußpsalm vor. —

II.

Deutsche
Gestalten und Richtungen.

Sorge Wilhelminens die schönsten, ergreifendsten Worte des Herzens, welche die Klage um das edle Mädchen laut werden lassen konnte. —

Den armen Richard kannte man nicht wieder. Der sonst so lebhafte und von Muth seelen wie begeisterte Jüngling wurde vor der Zeit alt und lebensmüde. Sein einziger Trost war jene Bibel der Geliebten, die als ein theurer Nachlaß in seinen Händen geblieben war. In dieser Bibel las er Tag und Nacht, jede Stunde, die man ihn mit ihr beschäftigt. Über ihren Blättern träumte, dachte, weinte und betete er. Den von Wilhelminens Hand eingeschriebenen Aufsatz las er sich oft mit heißen Thränen wie seinen Bußpsalm vor. —

Rahel und ihre Zeit.

Der Genius dieser Frau hat nicht umsonst zu ihrer Zeit gesprochen. Seit zwei Jahren, wo die erste vertrautere Mittheilung ihrer Briefe geschah, hat Rahels Geist durch alle Kreise des Lebens und der Gesellschaft eine außerordentliche Bewegung verbreitet, und die Erkennenden wie die Verkennenden haben selbst da, wo sie die Größe einer solchen Persönlichkeit als etwas Drückendes für angewohnte Auffassungsformen empfanden, wenigstens das Übergewicht und die Urmächtigkeit dieser Erscheinung im Verschwiegenen geehrt. Der ganz mißverstehenden Stimmen ist nur eine einzige laut geworden, und zwar von Jena aus, diesem freundlichen Punkt einer stillen geistigen Gemeinsamkeit, wo der mit den dortigen Lebenskreisen Vertraute

*) Anläßlich des Buches: Rahel Varnhagen
Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde
3 Bde. Berlin 1834

sonst gerade der allgemeinsten Verehrung für dies Buch begegnet. Dagegen haben es anderswo Andere von ihren verschiedenen Standpunkten genommen, und mit mehr oder weniger Bezüglichkeit sich zu eigen gemacht, während die Tieferdringenden gerade durch das, was hier für so Viele das Erschreckende, ja das Entsetzliche ist, unendlich gelernt und gewonnen haben, nämlich durch die beispiellose Aufrichtigkeit, mit der in Rahels Briefen das Geheimste und Gefährlichste im Innern der menschlichen Natur an den Tag gelegt und zu Worte gebracht wird. Diese Aufrichtigkeit in Selbstbekenntnissen wie in Selbstkenntniß war neu und einzig, und trat, bei aller Absichtslosigkeit im momentanen Brieferguß, mit einem so großartigen Talent des Beichtens hervor, daß sogleich das Allgemeinste an das Individuellste geknüpft würde, und an Pein und Weh persönlicher Zustände, Stimmungen und Geisteszuckungen das metaphysische Urweh des ganzen Weltuniversums wie zum Durchbruch und in Frage kam. Wenn im gemeinen Moralkatechismus unter den gebotenen Tugenden auch die Aufrichtigkeit steht, so bedenkt

man doch selten, was dieses ungeheuere Wort, das oft wie ein zischendes Gorgonenhaupt mit giftiger Schlangenumwindung ins Leben tritt, im Eigentlichsten Alles in sich begreift. Gegen meinen Nächsten aufrichtig sein, d. h. nicht Nein zu sagen, wo ich Ja sage, ihm nicht zu verschweigen, wenn ich mich verheirathe, ein Loos in der Lotterie gewinne, oder meinen Bruder durch den Tod verliere, will anständige Bürgerpflicht und läßt ein gutes Herz zu; aber ob ich Alles, was auf dem Dunkelsten der Seele in mir vorgeht, was mir oft selbst kaum klar ist, und was wie ein tückisches Meer von ungezügelten Gedanken über Welt und Menschen aus mir herausbrechen würde, immer aussprechen und damit geltend machen soll? — Durch wie viele drohende Nachtgespenster würde ich da nicht meine Mitbürger beunruhigen! Eine gewisse Schamhaftigkeit umhüllt auch gerade die geheimste Gedankenwelt wie eine zartverschlossene Knospe, und manche verworrene Selbstgespräche, die Zweifel, Begierden, Wünsche und alle unsere himmelstürmende Metaphysik miteinander führen, verwehrt, zum Glück gesellschaftlicher

Unbefangenheit, die Keuschheit des Mittheilens, in ganzer Nacktheit laut werden zu lassen. Wenn daher Kant einmal sagte, die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äußerster Offenheit einander gegenüber erblicken sollten, so läßt sich dagegen auf der andern Seite wahrnehmen, wie jene jungfräuliche Keuschheit im Mittheilen des geheimsten Innenlebens in den Selbstbekenntnissen großer Männer etwas Dichterisches zu der Wahrheit hinzusetzt, als ein milderndes und verschleierndes Element unerträglicher Wirklichkeiten. So ist das „Wahrheit und Dichtung" gewissermaßen eine klassische Firma für Lebensbekenntnisse geworden und hat seitdem mannigfach den Confessionen anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten gedient, während wir uns zugleich an jenen infernalischen Sack Göthe's erinnern, von dem wir durch Falk in seinem bekannten Buche erfahren, und in den Alles von entstandenen Papieren und Schriften hineingesteckt wurde, was die Aufregung und Empörung der unmittelbarsten und allerinnersten Natur erzeugt, was ein monologisirender Groll des ringenden Geistes an schonungslosen

Gedanken eingegeben, und was, um Entstellung der eigenen Persönlichkeit in den Augen des Publikums zu verhüten, für die späteste oder niemals erfolgende Mittheilung versteckt werden sollte. Und welcher große Geist hätte nicht ein solches infernalisches Bündel mit sich und in seinen Gedanken herumgeschleppt, dessen verborgene Flammen er sorgfältig zu hüten gehabt, und von wie Wenigen ist die Aufrichtigkeit so weit getrieben worden, daß sie auch das gefährlichste Feuer, das im Geheimsten in ihnen loderte, knisternd und in ungeläuterter Schwere, wie es war, in die Welt hinausgeschüttet haben!

Dennoch erscheint es von Zeit zu Zeit wie eine erntereiche Wohlthat des Geschlechts, wenn Naturen, mit einer so ungeheuern Aufrichtigkeit begabt, hervortreten, deren Geist die Gewittermacht hat, das ganze Erdreich des innern Menschen zu unterwühlen, und bis in die verstecktester Blutader des Herzens beleuchtende Blitze zu schleudern, zugleich aber auch die erhabene Grausamkeit, dies eigene Herz mitten im zuckenden Lebenspuls in die Hand zu fassen, und aus

dem Busen herauszunehmen, um es sich mit Blut und Faser in seine Bestandtheile zu zerlegen! Da ist es, als bräche eine ganze Sündfluth von Fragen ohne Antwort, Zweifeln ohne Hoffnung, Betrachtungen ohne Ankergrund auf uns herein, und auf der gefahrvollen Arche, in der wir mit den letzten Trümmern der Schöpfung sitzen, dies Chaos am Himmel, Meer und Erde durchschwimmend, in die Elemente aufgelöst, harren wir mit banger Sehnsucht auf die endlich hereinflatternde Taube, die uns das grüne Ölblatt des Friedens bringen soll! Macht das Buch Rahel in seiner äußersten und gewaltsamsten Metaphysik menschlicher Selbstbetrachtung zunächst diesen aufruhrartigen Natureindruck, so ist doch zugleich hinzuzunehmen, wie die Gedankenstürme, die hier rückhaltlos aufgeschüttelt werden, befruchtend in die Seele greifen, das zum Leben Nothwendigste, mithin das Positive in jeder Zeile berühren, und die größten Fragen der Zeit und Zukunft, denen heut Niemand sich entschlagen kann, schon dadurch, daß sie dieselben nur in Bewegung setzen, der Lösung nahe bringen und zu reifen helfen. Dann giebt dies Buch,

nur in der Stimmung hingeworfener Briefe redend, die aber gerade der unmittelbarste Abdruck eines ganz sich selbst überlassenen Geisteslebens sind, eben durch dies unendliche Heraufwühlen und Heraufbeschwören eines baaren, unvermittelten, gleich rohen Goldklumpen aus Bergesschacht gegrabenen Seelengehalts, eine beredte Mahnung und ein großes Zeugniß für die Mitwelt von sich. Dies ist in einer Zeit, wo so viel mechanische Bildungen entstehen, wo so viel Überlieferung jede eigenkräftige Originalität schwächt, so viel Baumschulenzucht das frohe und freie Naturleben der Entwickelung beengt und umrändert, dies ist in einer solchen Zeit die hohe Mahnung an ein urmächtiges Bewegen und Entfalten aus originellster Persönlichkeit heraus, an ein productives und selbst inneres Erzeugen und Behandeln jener Ideen, von denen Gegenwart und Geschichte voll sind, und die im Individuum denselben Prozeß schöpferisch durchmachen müssen, den sie in der Welthistorie beschreiben.

Und so ist dies die Zeitbedeutung des Buches Rahel, daß sich an einer unendlich bewegungs-

vollen Persönlichkeit jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort, die bangen Wehen einer Übergangsperiode, theils schildern, theils vorherverkündigen und mit dunkler Prophetie in die Zukunft hineinweisen. Denn wie sehr sich auch in Rahel verschiedenartige Bildungselemente begegnen, die aus einem Theil ihres Lebens her noch in Stimmungen und Maximen des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreichen (vergl. Bd. I, S. 390, wo sie ihre eigenste Geistesrichtung merkwürdig auf Friedrich den Großen zurückdatirt, dieselbe aber, im Jahre 1808, zum erstenmal nach dieser Seite hin erschüttert fühlt; ferner I, 241, wo ihr der dynamische Unterschied von Deutschland und Frankreich noch nicht gegenständlich herausgetreten) so brechen doch in solchen unaufhörlich mit dem Weltganzen in Rapport befindlichen Naturen die Verbindungspunkte von Epoche zu Epoche hinüber nicht ab, und wir treffen, mit dem Schwung der rollenden Jahre weiter und weiter gehend, selbst bis auf Momente, wo Rahel St. Simonistischen

Umgestaltungsideen Raum giebt, die sie freilich, wie Alles, eigenthümlich und aus sich selbst heraus in sich verarbeitet, zum Theil aber schon früher auf ihre Weise angedeutet hat, ehe noch von jener Sekte und ihrem merkwürdigen Urheber eine Kunde in der Welt gewesen. Dies sind die Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit malt.

Zum Schluß dieses Abschnittes stehe hier noch ein Wort Wilhelm von Humboldt's über Rahel's Briefe, das wir einem unter den 5. September 1833 aus Tegel von ihm geschriebenen Briefe entnehmen: „Meine Tochter liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwickelung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Ver-

langen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig aber ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem, so wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist."

* * *

Unter den bedeutenden Frauen der Deutschen war Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense, (geboren als Rahel Levin im Jahre 1771 zu Berlin, gestorben am 7. März 1833, eine Schwester des Schriftstellers Ludwig Robert,) die unberühmteste und am wenigsten gekannte, aber zugleich die geistig bewegteste und durch metaphysische Höhe der Bildung alle Andern ihres Geschlechts überragende Natur. Nicht schul- und fakultätsgelehrt, wie die Rodde, nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die

eigentliche Kriegsgöttin und Anschürerin der romantischen Schule; nicht in vielfältigen äußeren Welterfahrungen gewiegt, wie Therese Huber; nicht durch sentimentales Blüthenschlagen weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, war Rahel, die wir ein betrachtendes Genie nennen möchten, einzig durch das tiefste und umfassendste Hervorbilden einer großen menschlichen Entwickelung merkwürdig, ja erhaben. Sie war, weil sie eben nur ganz sich selbst entwickeln wollte, im seltensten Sinne des Wortes eine Original-Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das, durch seine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebenstypus nächster Umgebungen hinauswachsend und darum oft in schmerzlichen Conflicten sich seiner bewußt werdend, doch zugleich in einem mannigfach bedeutenden Umgange mit den Größten und Besten der Zeit, die ihr zu lebhaftem Ideenverkehr verbunden waren, folgereiche Eindrücke hinterlassen, nach vielen Seiten hin Einfluß gewinnen und so mit Dem, was es still und eigenst nur in sich hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine

fördernd zurückwirken mußte. Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen! In die Selbstbekenntnisse großer und viel vollbringender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwandelungen und Gedanken der Berührung mit still hinlebenden Personenschulden, welche durch ihr Schicksal nur in den Hintergrund des Weltschauplatzes gestellt, weder nach That noch Ruhm sich erheben, aber die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen, und oft in der naiven Weise ihres inneren Bewegens und Ergriffenseyns Äußerungen von sich ausfließen lassen, die sibyllinischen Offenbarungen über die Zeit gleichkommen, die dem mit der Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel erregen. So war Rahel und so hat sie in einem auch äußerlich mehrfach ausgebreiteten Geistesverkehr, im Umgang besonders mit Gentz, Friedrich Schlegel, Novalis, den beiden Humboldt, ihrem Gatten, in Bewegungen mit Jean Paul, Tieck, Schleiermacher und vielen anderen Bedeutenden

aus den verschiedensten Lebenssphären gewirkt, angeregt, bestätigt, und durch tiefstes Eingehen und Erkennen oft neue Keime gepflegt und aufgezogen. Ihr Bild überdenkend, finden wir ihm Ähnliches nur bei einem Manne wieder, der, wenig berühmt und zurückgezogen lebend wie sie, und, wie sie, allen äußeren Glanz der Wirksamkeit verschmähend, auf gleiche Art durch ein mächtiges, nach allen Richtungen hingehendes Geisteswogen und durch scharfes geniales Sehen der Zeit, im persönlichen Umgange mit großen Vorkämpfern auf dem Tagesschauplatz, einen unabweisbaren Einfluß auf das Allgemeine gewann. Dies war der in Paris lebende Graf Schlabrendorf, durch vielfach zusammenstimmende Charaktereigenthümlichkeiten ein gleichgeartetes Naturell, mit Rahel auch das Einsiedelische des Geistes, das Blitzende und Seherartige der Auffassung, und vor allem Unlust und Mangel an eigener Darstellung und Aufzeichnung des innerlich reich Gelebten und Gedachten, in einem überraschenden Grade theilend.

Soll nun zunächst von dem die Rede sein, was als Stufe erworbener und auf dem Grund

der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächst gegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinausdatirt. Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schien ein geschäftiges Literaturleben eingedrungen und man folgte von Messe zu Messe den Entwickelungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherren nachzusehen pflegten. Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um als Festgänger oder Kränzewinder mitzuerscheinen. Das Publikum bildete sich mit und nach seinen Schrift-

stellern, und es war nichts Seltenes, daß begabte Männer und Frauen ordentlich systematisch nach dem Ideengang eines großen geliebten Dichters, den sie fast mit Nonnenandacht zu ihrem Seelenbräutigam erkoren hatten, sich in sich entwickelten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Boden für tüchtige geistige Bildungen geben als diese Zeit, und was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. Diese Zeit großer literarischer Ideenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur erlebt, sondern miterzeugt und getheilt, als eines der tiefempfänglichsten und mitfühlendsten Organe der damaligen Periode, und mit ihrer scharfen Originalität alle Eindrücke gleich ihrer eigensten Persönlichkeit gewinnend, stellte sie so eine seltene, gewichtige Bildung dar, die man vorzugsweise, wie wenige, eine klassische nennen könnte, wenn sich ihr nicht zugleich in der Art ihres Charakters etwas Groteskes und Wildbewegtes beigemischt hätte. Sie war, in der Weise ihrer lebhaften Natur, immer wie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken; sie

wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und sagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen vorher. So hat sie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus diesem Manches vorausangedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältnisse und Individualitäten, überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwickelungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nüance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der große Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelnheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewußt.

Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernach-

läſſigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künſtlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in ſich bewegte und ausbaute, aller wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poeſie als eigentliche Lebenskraft bloß vorhanden ſcheint, ohne als Kunſttrieb ſelbſt ſich glücklich äußern zu können, und wie ſie als erſtere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, ſo fühlte ſich auch Rahel nie zum Verſuch kunſtmäßigen oder abſichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen beſaß ſie einen eigenthümlichen, gewiſſermaßen angebornen Hang, in Briefen ſich auszuſprechen, worin ſie ſich ſchon ſeit früher Jugend lebhaft erging, und in dieſer Weiſe, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert beſonders vorherrſchende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutſchen iſt, hat ſie die merkwürdigſten Abdrücke ihres Geiſtes hinterlaſſen. Sie klagt und ſpricht oft darüber, daß ſie eigentlich nicht ſchreiben könne, bei all ihrem richtigen Geſchmack für äſthetiſche Darſtellung, aber wie ſehr ihr auch äußere Unbeholfenheit oft in den Weg tritt, und auf eine ſeltſame Art

selbst das Material ihre Ergüsse hemmen will, z. B. die Schreibfeder, die sie nicht selbst schneiden kann, und wo denn mitunter in aller Verlegenheit die Kammerjungfer mit der Scheere daran zurechtstutzen hilft, so daß ein abenteuerliches Werkzeug entsteht, das, eine gewaltsame Handschrift hervorbringend, die Briefschreibende jedoch durch den Widerstand erst recht zu einem kühnen Flug der Mittheilung anzureizen scheint: kurz, wie auch des Ungünstigen viel zusammentreffen mag, so hat doch Niemand je origineller geschrieben als sie. Indem sie nur rein die Gedanken aus sich abschreibt, und nach der unmittelbaren geistigen Empfängniß hastig auf das Papier schleudert, wird sie in unruhiger Bewegung die großartigste Wortbildnerin, und mitten in dem Gefühl der Darstellungsunfähigkeit, das sie beschleichen will, erschafft sie Ausdrücke und Bezeichnungen, die wie eine fertige Minerva mit Helm und Schild aus ihrem Haupt hervorgegangen scheinen. Ohne irgend stilistische Motive bei sich zu kennen, schrieb sie doch, wie wenige Autoren, einen durch und durch eigenthümlichen Stil, weil sie nur ganz *sich selbst*

schrieb, und es herrscht eine so drängende, wogende, oft gewaltsame Gedankengährung in ihrer Schreibart, daß man, so oft sie sich äußert, eine Pythia im Schweiß der Begeisterung zu sehen glaubt. Auf der andern Seite scheinen dann auch freilich die innerlichst gebliebenen Gedanken nicht selten noch wie ohne Körper und Kleid aufzutreten, und ein dunkles Element breitet sich geheimnißvoll verschleiernd über geistestrunkene Aussprüche hin. Dabei ist nicht die geringste Spur von Ostentation in ihr und ihrer Mittheilungsweise auch nur zu ahnen, und daß sie jedesmal lediglich den Zweck hat, sich so zu äußern, wie es gerade in ihr vorgeht, zeigt sich besonders daran, daß sie immer dieselbe ist, und in derselben charakteristischen Weise sich ausspricht, an wie verschiedene Persönlichkeiten und unter wie verschiedenen Bedingungen sie auch Briefe schreiben mag. Bei der seltsamsten Originalität kann man sie doch in gewisser Hinsicht natürlich nennen, und Jeder, der eine solche Natur versteht, muß beistimmen, wenn sie selbst einmal ausruft: „Warum sollt' ich nicht natür-

lich sein? Ich wüßte nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affectiren!“ —

Was Rahels Verhältniß zur deutschen Literatur zuerst am bedeutsamsten erscheinen läßt, war ihr frühes Erkennen Goethe's und der universalen Bedeutung seiner Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mißverstand und Feindseligkeit das, was der große Dichter für den Aufgang der deutschen Nationalpoesie gewirkt, noch fast allgemein zu verdunkeln und niederzuhalten strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der Stille schon die umfassendsten Studien seiner Werke gemacht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit entschiedener Begeisterung und Einsicht die Macht und Kunstvollendung seines Genius verkündigt.

Sie war es eigentlich, welche durch Ausbreitung seiner Dichtergröße im Privatleben die nochmalige enthusiastische Anerkennungsperiode für Goethe hatte vorbereiten helfen, und selbst nach dem wenigen Aphoristischen, was sie von ihrem Verständniß niederschreibend mitgetheilt, könnte man sie wohl den größten Kenner der Goethe'schen Werke in ihrem feinsten Zusammen-

hange nennen. Zu bedauern bleibt, daß sie nie eine ausgeführte kritische Darstellung des Dichters, in den sie sich so mit ihrer ganzen Natur hineingedacht, über sich vermochte, da sie hier in gewisser Hinsicht das Höchste der Beurtheilung zu leisten im Stande gewesen wäre. Wie tiefgefaßte und in schärfste Beziehungen gestellte Ansichten sie überhaupt von der Ausübung der Kritik hatte, geht vornehmlich aus einem ihrer Briefe vom J. 1794 hervor, worin sie die vielbesprochene Recension Schillers über Matthisson, die allerdings ein großer idealistischer Irrthum war, schon damals auf das Lebhafteste zu annihiliren sucht: „O Laokoon, o Lessing! hab' ich nur denken können. Wenn der was Allgemeines sagte, so bestimmte er was, setzte er was fest, (freilich hat er sich zu Tod' geärgert!) — wenn der recensirte, tadelte er, wenn er tadelte, gab er die Ursachen an. — Man macht so viel Lärm von dieser Recension, und als ob sie so schwer wäre; ich habe eben keine so nagelneue Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der Dichtkunst mit der Malerei, und also auch die fernere Anwendung des Landschaftmalers

und Geschichtsmalers ist mir gar nicht aufgefallen, und ist, dünkt mich, hundertmal in Lessing vorgekommen; den wollen sie mit aller Gewalt vergessen, weil seine Recensionen (denn viele seiner Werke, und besonders Laokoon, kommen mir wie Recensionen der Künste vor) nicht so sentimental waren, und er nicht immer das Genie recensirte, analysirte, das hohe Menschliche heraussuchte, und bewies, daß das Genie ein Genie ist, — sondern das Kunstwerk vornahm, aufstellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen sichere Gränzen steckte, und mit richtendem Blick und enthusiastischem Beifall das Genie sie erreichen sah, und seine Genialität in Ruhe ließ." —

Inzwischen war der literarische Eudaimonismus der Deutschen durch den ernsten Drang der weltgeschichtlichen Ereignisse allmälig auch aus seinem süßen Frieden aufgeschreckt worden. Die erste Reihe der französischen Revolutionsjahre schien noch kaum einen tiefergreifenden Funken der Unruhe in die gesellschaftlichen Zustände Deutschlands geworfen zu haben; man

ästhetisirte, philosophirte, unterhielt sich nach wie vor behaglichst, und politisirte nicht; und in den Briefen Rahels aus dieser Periode ist auch nur von Literatur, von innerem und geistigem Leben die Rede. Die Revolution steht in der Ferne nur wie ein brennender Komet, den man als ganz absonderliches Ungethüm noch außer Zusammenhang mit der übrigen Weltordnung erachtet; man bezieht sie nur ganz äußerlich als etwas Vorübergehendes. Es erdröhnten jedoch bald auch die Grundvesten der alten träumerischen Germania, das längst verwelkte Reichsverband zerriß, und ein universaler Eroberungskrieg, in den sich die französische Revolution aufgelöst hatte, drang umgestaltend auch über die deutschen Gränzen. Da wurden neue Interessen lebendig, und ein neues ihr früher nie bewußtgewordenes Gefühl macht sich auch in Rahel geltend, das der Vaterlandsliebe. Sie verkündigt diese in einem schönen Gleichniß von sich: „O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kennt;

wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen!"

Das Jahr 1813 ruft sie auch in ihrem Kreise zur thätigen Theilnahme an die öffentlichen Angelegenheiten heraus; sie zeigt sich unter den andern mildgesinnten Frauen Berlins, die damals am Altar des Vaterlandes die herrlichsten Pflichten der Weiblichkeit ausübten, geschäftig in der Pflege und Erquickung verwundeter Krieger, und übertrifft alle so sehr an Eifer, daß sie, krank geworden, ihr Bureau sogar vor ihrem Bett aufschlägt, um an demselben Jäger und Soldaten zu empfangen und mit Rath und Trost zu entlassen. Ja, sie hat im Namen der Frauen, die sich zur Stiftung eines Lazareths vereinigten, einen Aufruf an das Publikum verfaßt, der in den Zeitungen verbreitet werden sollte. Unter allen äußeren Anregungen dieser Jahre verliert die begeisterte Frau doch nie den innersten metaphysischen Faden des verwirrten Weltzustandes aus der Seele, und sie schreibt im Februar 1816 an ihren Bruder Ludwig Robert folgendes wunderbar im Geist Gesehene: „Danieder liegen die Menschen aus allen Ecken Europa's;

aus allen Ecken habe ich sie abgehört, und höre sie sich beklagen, sehe sie sich unbehaglich fühlen, rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump steigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlsucht und Lüge, ganz nach außen. Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu einem Ursprunge hin zu verfolgen, das heißt, bis an die Gränze seines Verständnisses. Ich verstehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zustand so: Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Detail-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menschenwitzes, wodurch er nun seit den neuern Jahrhunderten seine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, sich die Außenwelt dienstbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige große Erfindungen und Annahmen, wie sonst es einmal müssen Ehe, Menschengemeinden mit Gesetzerfindung, die zehn Gebote u. dgl. gewesen sein. Das Alte, Einfache, damals groß Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne ist mächtiger in seinem Sinn und Geist, reicher vorgebildet, als das Gesammte, das ihn regieren soll, und es, ohne

Respect, Bewunderung, Meditation einzuflößen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; sondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung sein muß, als die, welche regiert werden, wenn soll regiert werden können. Ich bin gewiß, wo viele Menschen als Völker zusammen waren, fanden sie sich ungefähr, aber nur sehr ungefähr, in solchem Zustande, wie wir, kurz vor einer der großen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, dem jetzigen Zustande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, schöne Inseln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies und nahmen sie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiset, gekannt, Kompaß, Teleskop, Druckerei, Menschenrechte, und wer weiß was Alles erfunden ist, in vierzehn Tagen allenthalben gewußt wird, was allenthalben geschehen ist, und doch die Urbedürfnisse, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fort-

existiren: wie sollen die alten Sittenerfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfniß nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden muß)? Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; so mannigfaltig ausgebildet, groß und allgemein war diese Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkte, obgleich sie nur nach und nach diese Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war." —

Eigenthümliche Ansichten hatte Rahel von der Fortdauer der Kunst bei den Völkern; sie sind besonders für die nächste Gegenwart zu bedeutsam, um sie nicht herzusetzen: „Es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehe — überschritten haben. Wie ich denn glaube, daß sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eigenen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, combinirteres Wissen, später sich ent=

wickelnde Interessen, ausgedehnteres Ordnunghalten, in all diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reifern Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abgehalten! Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Amt zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht werden: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf lasse man ihnen; gute Zustände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur ohne sie. Das zeugt, wenn es nöthig wäre, von ihrem hohen Ursprung, und ihrer hohen, herrlichen Verwandtschaft: und

so wären wir wieder zu dem Anfang, wo wir sie als höchstes Bedürfniß des Menschen ansahen, als das Bild, welches wir von unserm hiesigen Leben uns vorhalten; zum Ersatz, zur Lust, zur Erhebung." —

Hier stehe auch Rahels Urtheil über Börne: „Dr. Börne in Frankfurt a. M. schrieb ein Journal: die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthusiastischen Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin, — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten; empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen, und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie

seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! — Andres von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte.“ —

Das Erschöpfendste und Tiefste, was unseres Erachtens je über Shakspeare gesagt worden, sagte sie mit den wenigen schlagenden Worten mündlich: „Er ist Leben im Leben; er kann fast nicht zur Betrachtung kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch ist er lauter Betrachtung.“ —

* * *

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!“ ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus (III, 20). Und sie hat mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und vermag an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden

könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel schon von ihrer Geburt her in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt (I, 133). Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft," und läßt ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbstständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestoßen" (I, 321). In einer solchen Natur, die so sehr von ächt welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu

der Ansicht, daß die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und daß dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure" (I, 262). Es heißt an dieser Stelle: „diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs Allerheiligste getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte." Und an einem andern Orte heißt es: „die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths, und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und, wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor

uns steht.“ Aber gleichwohl will sie das, was der weltverbesserungslustige St. Simonismus den modernsten Bedürfnissen hierin entgegenzubieten gemeint hat, keineswegs als die sogenannte neue Religion gelten wissen, und widerspricht überhaupt, daß dies, welchen Werth sie ihm auch sonst beilegen möchte, irgendwie Religion genannt werden könnte (III, 555 ff.). Denn wie hätte sie, die mit Angelus Silesius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtschaft unterhalten, deren Gemüthsanschauungen mit ächtchristlicher Mystik erfüllt waren (z. B. wenn sie sich in das Fußende von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz seiner stürmischen und sprudelnden Weltunruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geist und in der Wahrheit schreit, wie hätte sie an ein Endziel der Menschengeschichte glauben und sich hingeben können, wo alle geistigen Zusammenhänge des Geschlechts in bloße Associationen der Formen verwandelt würden, mithin statt des lebendigen und productiven Geistes die gewerksame Hand herrschen und in

gleichmäßiger Vertheilung von Arbeit und Genuß jene ungestörte Glückseligkeitsepoche anbrechen sollte, die nichts Höheres kennt als sich selbst, und in solcher Selbstsättigung diesen Zustand, welcher die Apotheose der Industrie ist, als ihren Gott anbetet! Von der religiösen Seite gab es wohl keine widerstrebendere Gesinnung gegen die St. Simonistische Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Menschengeist zu seinem eigensten Rechte bringende Weltreligion lag.

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zusammenhangs der Persönlichkeit, kein System sind und sein sollen, sondern bald nur wie begeisterte Improvisationen, bald wie räthselvolle Prophezeihungen eines hingerissenen Moments dastehen, so läßt sich daraus nicht beweisen, inwieweit Rahel daran geglaubt, daß eben das Christenthum selbst und nur dieses es sei, welches auch zu einer solchen Weltreligion, in der die erstrebenswerthe, ächt menschliche Einheit von Welt und Geist sich vollbringe, entwickelbar und einzig bestimmbar sei. An die weltzerstörende, die Materie ertödtende Richtung des

Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I, 263) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe — eine Idee, deren sich Heine in seinen letzten Aufsätzen über deutsche Religion und Philosophie mit einer allzuschneidenden und handgreiflichen Consequenz bemächtigt hat. Gewisse, ich möchte sagen, in ihrem Gott unbarmherzige Pietisten, die in solchen Gedanken Rahels nichts als das bloße zweischneidige Wort des Widerspruches sehen werden, mögen aber hingehen unter die dunkeln Säulengänge der Geschichte, und den Geist des Geschehenen, die blutigen Schatten der vergangenen Ereignisse fragen! Der christliche Staat ist noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Prinzip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund

der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religionsanschauung zu betrachten ist. Aber über diese Gegenstände, die mit allen daran sich knüpfenden Bezügen noch in so scheuer Knospe der Zukunft versteckt liegen, läßt sich nicht rechten mit einer Individualität, die bei ihren Mittheilungen nur das Vorrecht in Anspruch genommen hat, sich in ihrem eigensten Selbst offenbaren zu dürfen, die uns in allen ihren Bekenntnissen nur ihren eigenthümlichen und geheimsten Entwickelungsgang veranschaulichen will, und wo wir von ihr abweichen, doch immer jedem Urtheil die unerläßliche Rücksicht, daß hier nur das Originalbild einer besondern Persönlichkeit sich daran abzeichne, abfordert.

In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen befindet sich Rahel mit manchen St. Simonistischen Tendenzen we-

niger in Widerspruch. Über die E h e erwachen ihre eignen alten Gedanken, als sie der St. Simonisten Verbesserungsprojekte darüber vernimmt (III, 550): „Heute Freitag den 22. Januar 1832 kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „„Sie müssen den Artikel sur les femmes lesen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz mystisch."" — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „„Es soll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man soll in und außer der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That beweist."" — Voreilig! schrie ich: ich verstehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmasse auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „„Lesen Sie nur; es ist ganz mystisch; wer weiß, was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieser Ideen entstehn; sie fordern Frauen auf, ihre Inspirationen mitzutheilen"" u. s. w. — Ich verstehe: sagte ich: es ist schon in den Ehen so, wie sie sagen, die Saint-Simonisten, in den schlechten schon: sie fügen sich, und wollen auch frei sein; der ganze menschliche Zustand ist so: unbedingt — von

innen —, und bedingt — von außen. So ist auch, und kann nicht anders sein, die Ehe: aber mit Bewußtsein soll dies geschehn; und ich setze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchster Bildung, religiöser, ist: Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschließen an das, was wir Höchstes kennen. Nun will ich den Globe lesen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzusetzen.“ —

Von ihren eignen Ideen, wo sie diese socialen Richtungen berühren, deutet sie Folgendes merkwürdig an (III, 19): „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien; so bestellt es die Natur; man muß diese nur sittlicher machen; ihr zuwiderhandeln gelingt bis zur Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann; und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese große Kränkung muß durch

menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirt werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden, wie Maria." — Dazu vergleiche man **III**, 181 ff., und, in Zurückbeziehung auf die Persönlichkeit, **I**, 181, an welcher letztern Stelle (Jahreszahl 1799) es heißt: „Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menschen fast gleichgültig bin, und er alle seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Das fühl' ich, und weiß ich deutlich. Vorurtheile muß er schon einmal nicht haben, sonst halt' ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gerne sein: das bin ich jetzt auch — und bin zu nichts anderem gemacht — nur zum Lügen muß mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich stellen müßte als ob ich ihn ehrte. Reden muß ich können, was ich will; und mein Lästern muß er lieben; und wenn ich ihn ehren könnte; was ich ehren nenne!! — ich glaube, ich weiß nicht — ich wäre noch glücklicher, als durch

die Liebe.“ Hier tritt bei Rahel zugleich die Empfindung der beengten Sphäre weiblichen Berufs mit ins Spiel, an die das Bewußtsein großartiger und selbstständiger Kraft sich betrübt muß gefangen geben, und so deutet sie schon I, 55 ff. (in einem Briefe vom Jahre 1793, welcher in der früheren Ausgabe dieses Buches noch fehlte) für jene Emancipation der Frauen, deren nachher der St. Simonismus mit abenteuerlicher Theorie sich anzunehmen sucht, die heftigsten, aus dem Leben sprechenden Argumente an: — „kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigen Staub ersticken sollen. Ein ohnmächtiges Wesen, dem es für nichts gerechnet wird, nun so zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte (und das Gedanken hat wie ein andrer Mensch) und richtig zu Hause bleiben muß, das, wenn's mouvements macht, die merklich sind, Vorwürfe

aller Art verschlucken muß, die man ihm mit raison macht; weil es wirklich nicht raison ist, zu schütteln, denn fallen die Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut alles ein." —

Alles dies sind einzelne und doch tief zusammenhängende Fäden eines großen Gespinnstes, das uns die Zeit immer wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem wir uns nur retten können durch den festen Glauben an die Geschichte, die, indem sie die verwirrende ist, zugleich die lösende wird für jede Richtung, die sie auf das hohe Meer ihrer Bewegungen hinausgetrieben hat. Es gilt aber unerschrocken und offen anzudeuten das, was Jeglicher von diesen Zuckungen und Dröhnungen in sich verspürt, um die ganze Pathologie dieser Zustände von allen Seiten her in immer schärferen Umschreibungen und dringlicheren Symptomen zu liefern und einzusammeln. Denn anders als pathologisch lassen sich diese von der Bewegung ergriffenen Zustände nicht betrachten, und man kann zu ihrer Lösung fürerst nichts weiter thun, als sie zu schildern. Therapeutisch läßt sich nichts

damit und dagegen machen, und keine Heilmethode liegt aus den Überlieferungen der Vergangenheit vor, um dies brennende Fieber der Zukunft in so vielen edlen Gemüthern zu bannen. Und hier wird die bis auf den innersten Nerv schonungslos dringende Aufrichtigkeit einer solchen Natur, wie Rahel, welthistorisch, weil zeitschildernd, indem sie die geheimste Feuerstätte einer innern Menschenentwickelung enthüllt und in einem allseitigen, obwohl nirgend zu einer Befriedigung kommenden Werdeproceß das Arbeiten aller Hämmer und Räderwerke des von der Zeit getriebenen Herzens klingen und springen läßt. „Es ist nicht gut — heißt es I, 194 — auch nur das Geringste zu verschweigen: und wenn man alles sagen könnte, wäre alles besser. Auf diese Vollkommenheit müßte sich jedes Individuum üben, wie die Menschheit sie erwarten muß.“

Jetzt bleibt noch der dritte Übergangsmoment näher zu bezeichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Verhältniß zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie die unsrige, eine von der Reflexion gefangen genommene Stadie des Völker-

lebens darzustellen scheint. In jenen Worten Rahels (III, 78 ff.) wird der Kunstverzweiflung und der Kunsthoffnung der Gegenwart fast gleiche Nahrung und Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unserer Tage, in ihrer Schaffenslust und Unlust, in ihrem Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemischt und nebeneinander sich vorfindet. Die geisterhafte Versenkung in das allgemeine Wissen des Grundes der Dinge, in welcher die freilebendige Gestalt verblassen muß vor ihrer eigenen sie auflösenden Bedeutung und Bezüglichkeit, läßt die Möglichkeit eines Überschrittenseins der Kunstepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht, ist etwas so rein Individuelles, daß sich gar nichts dafür oder dawider ausmachen läßt und es fast gleichgültig scheint. Aber mehr zu beherzigen ist das Geschichtliche, daß sich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo in der Lostrennung von der Kunstepoche gezeigt, denn die industrielle Epoche unserer socialen Propheten ist noch ein Chimärenbild, für das in der menschlichen Natur selbst wenig Grundtriebe sprechen und zeugen, wie ich mir denn überhaupt, da mir die Kunst ein

höchstes Nationales ist, nichts höchstes Nationales zu denken vermag ohne die Kunst. Und hier tritt uns Rahel wieder mit ihren herrlichen Gedanken entgegen, daß nichts ursprünglich Menschliches sich werde vertilgen lassen! So ist uns allerdings nicht bange um unsere Liebe zur Kunst, und wenn uns die Kunstwerkerzeugung auf dem Papiere mißlingen sollte, so sind wir im Voraus bedacht, nicht dabei stehen zu bleiben, und das, was Kunstwerk werden soll, im Leben, im Staat und in unserer ganzen Menschenbildung geltend zu machen. Aber die Schwere unseres überfüllten Bewußtseins ist es, die uns bedenklich macht in allem Heldenthum der That, und in gedankenvoller Feigheit, möcht' ich sagen, unser bestes Leben verzetteln und erfolglos hinbringen läßt. Hier gehört jene merkwürdige weissagerische Äußerung her, die Rahel schon im Jahre 1811 in dem trefflichen Briefe an Marwitz (I, 503 ff.) ausdrückt: „Sie können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte

Wesen sind darin streng gebannt; jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins. Und die größten Heldenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes, intelligentes Verständniß, eine zu bewegende Dichterphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten neuen Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren und Christen ausgehaust haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wissenschaft. Staatshelden, die erst vernichten und erobern sollen, haben und dürfen kein großes Bewußtsein haben. Sogar Staatsverwalter müssen den Kranken, den sie vor sich haben, talentartig, ziemlich empirisch und instinctartig behandeln. Auf eine andere Weise gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen schwanger, avortirt. Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt,

erdrosselt, stehen Sie mitten drin. Dies ist Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie scheinen zu schwanken und eine ausgesogene Welt ist es, die farb- und marklos um sie herwogt. Ich spreche nicht, wie alle Menschen, von der armen französischen Revolution: die war schon da, eh' sie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menschheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern ist, die Gottlosigkeit und Blödsinn geschlagen haben; nicht eine heilsame Mischung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Wir entschlagen uns für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Übergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels (I, 505): „Das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitiösen Versuche, sind das Schlechteste. Leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn's so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt, und dies wehrt Niemand. Und von einer großen, immer größern Vereinigung dieses wollender Menschen sollte nichts, gar nichts entstehen?"—

Die genaueren und vorstehenderen Freunde

des Buches, denen es schon in seiner ersten Mittheilung Studium nicht nur, sondern auch Quell der Selbstforschung und Selbsterkenntniß wurde, werden von selbst beeifert sein, die von uns angedeuteten Punkte als die Radien einer großen Gesammtansicht zu verfolgen und zu verbinden und den Zusammenhang mit dieser Persönlichkeit sowohl als mit der Zeit überall, wo es auf das Flüssigmachen jener Richtungen hingeht, durch die eigene Lectüre sich weiter auszuspinnen. Denn dem vertrauten Lesen, dem ab und zu gepflogenen geistigen Umgang muß hier vor allen Dingen mehr, als der Kritik, der Gehalt dieser Erscheinung überlassen bleiben, an der ein Jeder seine eigenste Stellung zum Leben und zur Welt sich ermessen und erprüfen mag, ohne da, wo er von ihr abweicht, sich empört und zu einem bannschleudernden Urtheil herausgefordert zu fühlen. Denn jeder tieferen und eigenthümlicheren Natur kann im Grunde nichts Besseres widerfahren, als daß ihr ganzes Wesen mit Allem, was darin ist, in die Öffentlichkeit hinausgegeben wird, um in das Allgemeine den Gewinn seiner besondersten Bildung

überzuströmen. Ihr Werth beruht in ihrem Sein, und daher ist kein Bedenken und kein Verkennen erheblich und anzuschlagen, da es nur darauf ankommt, daß sie ist, und von der Welt als ein Daseiendes, mithin seine Stelle Habendes, gewußt wird. Was aber ist, wird auch wirken. Und so sehen wir, wie sich Rahel selbst schon im Jahre 1810 mit einer künftigen öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe, weil sie ihr Leben sind, befreundet zeigt (I, 465 ff. in dem merkwürdigen Briefe an Varnhagen): „Keiner von uns will mehr, daß mein ehrliches Leben auch geschaut werde von solchen, die es selbst sind; und genug findet man immer, unter Deutschlands Lesern, wenn man nur drucken läßt. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder solche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit; und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie erregt, schaffen Muße, Götterzeit und Freiheit; wo sonst nur allein

Stoßen und Drängen und Dringen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen Leben des bedingten beschränkten Tages, wie er vor uns steht! Nicht weil es mein Leben ist, aber weil es ein wahres ist; weil ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. E. ich Einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach. Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen lassen; jeder Kampfgesell der Natur, der größeren Geschichte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß wie bei einem Thiergefecht in der Arena; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem und der Menschen Bewußtsein; unglückliche, zerschellen; mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zerschellt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und schwindet die Erde mit den Lebensgütern; der

Lebensschatz ist alles! Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen. Das große Sein verehren, nicht hämmern, erfinden und bessern wollen; und lustig sein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus meinen Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht in vierzig, funfzig Jahren, wie Du der Guten schreibst, sondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's liest. Ich mache mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen Plan; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rücksicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie Du weißt, nicht. Nur meine Billigung ist mir nöthig und wichtig.“ — —

Die dreibändige Ausgabe des Buches Rahel (Berlin 1834), die schon mit einem Brief des sechszehnjährigen Mädchens beginnt, hilft Bild und Geist, Inneres und Äußeres, nach allen Seiten hin vervollständigen und ausmalen. Das bewundernswürdig Ausgedehnte ihrer Verbindungen, der groß-weltlichste Verkehr, die immer auf den innersten Inhalt losgehende Berührung

mit den Bedeutendsten, böten eine fast unerschöpfliche Fundgrube dar, um diesen reichhaltigen Mittheilungen eine immer neue und mannigfaltige Staffage zu geben. So ließe sich über dies Buch noch in der Weise urtheilen, daß die den Mittelpunkt bildende Individualität in dem eigenthümlichen Reflex ihrer Verhältnisse näher dargestellt würde, mit charakteristischer Vorführung dieser mannigfachen Persönlichkeiten selbst, mit denen sie sich zu Austausch und Wechselwirkung begegnet *). Aber was uns in dieser neuen, so bedeutend ergänzten Ausgabe noch schärfer als sonst entgegentritt, ist das großartig Unglückliche, das eine solche Natur, die immer die äußersten Enden aller Gedanken und Anschauungen zu verfolgen gedrungen wird, in sich beherbergt. Denn sie, die immer nach Welt-Satisfaction (was ihr auch die „Persönlichkeits-

*) Diese Aufgabe ist in dem Buche: Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense (Leipz. 1836, 2 Bde.) mit einem Erfolg gelöst, der nur von dem Talent und den Mitteln des Herausgebers selbst erwartet werden konnte.

Befriedigung" ist) schmachtet, weiß sich am Ende nur damit zu trösten, daß es kein Glück in der Welt giebt, sondern nur „Sieg und Plaisir" (I, 183), aber das Siegerische ihres Geistes verschafft ihr dennoch manche schöne Stunde. Nur drängt sich ihr die Metaphysik, die in ihr in beständigem Aufruhr war, auf Wegen und Stegen nach und heftet sich mit unersättlicher Frage an jeden unscheinbaren Moment des Hinlebens fest. Wenn sie lacht, ergreift es sie plötzlich, daß sie bei sich tief sich wundern muß, wie sie über etwas lachen könne, was sie selbst gesagt hat (I, 68). Wenn sie sich bewegt, kann sie sich gar nicht erklären, was Bewegung ist (I, 148). Wenn sie will, fühlt sie sich bei Gedanken über das Wollen betroffen, stellt Betrachtungen über menschlichen Willen und Urwillen an (III, 40). Und ein anderes Mal (III, 31) kommt sie sich, mit einer höchst metaphysischen Anschauung, wie ein „Adjectiv" Gottes vor, indem sie über die menschliche Persönlichkeit sich erörtert: „den Urgeist beurtheile ich nur nach meiner Mitgift von ihm, im Verhältniß von mir zu ihm: nicht ungemessen, un-

gebührlich, was er sein kann. Der Gedanke Sein schwindet mir sogar bei solchen Möglichkeiten. Wie ein Adjectiv komme ich mir vor." — Und dann steigert sich auch wohl der unbefriedigte Reiz der Speculation bis zum [Seherartigen und Prophetischen, letzterer Trieb oft seltsam in die tausend Zufälligkeiten des Lebens hineingreifend, indem eine ungemein leise und scharfhörige Combination so oft weissagerisch wird, sollte sie auch nur dem Herrn Thiers schon im Jahre 1823 ein Ministerium prophezeit haben (III, 93 vgl. 89), welches sich freilich nicht so verwirklichte, daß es der Prophezeihung werth gewesen wäre.

Bei diesen großen Eigenschaften, die auf das Allgemeine gerichtet sind, fehlen auch die weiblichen Einseitigkeiten nicht. Auf die äußere Lebensform, Anstand, Kleidung, Sitte, feine Welt, herrscht, in Beurtheilung und Begünstigung Anderer, nach Frauenart, große Rücksicht vor (I, 170). Im zu harten Urtheil über die Staël bestätigt sich die Erfahrung, daß eine bedeutende Frau der andern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Der scharf zersetzende Sinn für

Persönlichkeiten macht sich geltend, wenn sie sich Jean Paul immer schmutzig habe denken müssen (I, 201), weil er keinen Geschmack habe. Wie sich aber hierin das Weibliche nicht verläugnet, so tritt es auch in allem Milden, Guten und Wohlthuenden bei Rahel hervor. Merkwürdig ist das Selbstbekenntniß über die einzige Grazie, von der Rahel in ihrer Natur reden zu dürfen glaubte, und in welcher sie freilich die Urquelle aller übrigen bezeichnet (II, 186 ff.): „Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand fassen, und es verletzen, als ein Angesicht kränken, und ein gekränktes sehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu schlecht ging, und ich gleich an lauter Leisten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leistete, dies letzte ist ganz leidenschaftlich und mechanisch zugleich geworden. Dies alles kommt daher: weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es

übersah, und es brach, brach. Mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die widrigsten. Du wirst es ganz verstehen! Ich wäre ein sehr, für Aller Augen, verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialischsten Menschen auf der Erde, und in jeder Wissenschaft, keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben; und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur. Zugleich mein Glück, die Sphäre meines Gebets — jeder Erhebung — mein eigentlichstes Dasein, die expansive Möglichkeit zu fernern Existenzen, das höchste Leben, welches zu anderm Leben hinauf glimmt und flammt." —

Es ist indeß auch nicht zu vergessen, wie Rahel in milder Frauensitte zugleich durch sinniges Schaffen und Pflichterfüllen im Kreise

des Hauses gegen alles geistige Überwogen sich eine wohlthuende Begränzung zu gewinnen verstand. Sie bewegte sich thätig und fürsorglich in allen häuslichen und geselligen Geschäften; antheilvoll und hülfreich für Jedermann sich zeigend, sah man sie besonders liebevoll zu Kindern hingeneigt, und, wiewohl sie nicht eigne hatte, ganze und halbe Tage nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Im Umgang mit Kindern, auf den sich so wenige Menschen recht verstehen, kehrte dieser gewaltige Charakter das Liebliche und Feinbesaitete seines Wesens lächelnd hervor, und während diese zarte Kinderliebe ihr in süßer Anmuth Dichtergedanken einhaucht, so daß sie einmal unnachahmlich schön sagte: — „Milder als Mairegen sind Kinderküsse! Rosenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr; ein großer Zeuge fehlt!“ (Sommer 1832) — reflectirte sie an einer andern Stelle folgenderart darüber: „Weit öfter halten sich die Leute untereinander für das, was sie sein möchten und vorstellen wollen, als für das, was sie wirklich sind. Mir ist das mit Einemmale

ganz klar geworden, als mir einfiel, wie sehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu besorgen hatte und sie mir schaffte. In allen Häusern, in allen Städten; Geschwister, Nichten, Fremde, Nachbarn; alle Sorten. Nie ist es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzusehn; mir selbst ist es nicht eingefallen.“ —

Eigenthümliche Schmerzen bereiten sich indeß oft so metaphysische Naturen, wie Rahel, selbst, durch zu tiefgehende Auffassungen und Beurtheilungen der Personen in ihrer Umgebung. Sie wollen Jeden, den sie sehen und berühren, sogleich auf sein Allgemeines zurückführen, und negiren oder affirmiren ihn von daher unaufhörlich; sie wollen gleich zu gründlich lieben oder hassen, und verwischen sich so nicht selten auch die harmlose Stundenfröhlichkeit des Umgangs, indem kein bloßer Anschein begnüglich von ihnen zugegeben wird, sondern das verborgene wahre Sein es ist, das sie überall, selbst mit unbewußter Schonungslosigkeit, aus der Hülse der Per-

sönlichkeiten herausblättern mögen. Aber es erstehen ihnen dagegen auf der andern Seite Freuden, die, jenes Stundenglück hoch überragend, eine gewisse Ewigkeit des Glücks ihnen verbürgen. Dies ist der ihnen vergönnte Blick in den großen Zusammenhang der Weltereignisse, in denen sie sich als einen vernünftigen mitlebenden Punkt freudig fühlen und bewußt werden, und so die erhabene Strömung, die durch das Ganze geht, auch in ihrem Einzelwesen als Zug der Stärkung einathmen. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst er=

fuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwicke-
lung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Immermann und das Jahrhundert der Epigonen.

Immermann gehört zu den einsamen Talenten unserer Periode, zu den Geistern, die sich sondern, von den allgemeinen Zuständen sowohl als von den Personen, er gehört auch zu Denen, welche glauben, daß sie nicht in der rechten Epoche geboren, die ihrem Dichterberufe angemessen. Diese gegen den Stachel der Geschichte leckenden Naturen sind überzeugt, sie würden das Allerhöchste gewirkt haben, wäre ihr Genius nur um fünfzig Jahre früher in Deutschland aufgegangen. Eine Ansicht, die historisch wie individuell ein Irrthum ist, weil die Zeit und die Personen so genau zusammengehören wie Leib und Seele, und man annehmen muß, daß kein Talent außer dem Dunstkreise der Epoche,

die es hervorgebracht, auch nur existiren würde. Aber das Heldenthum jeder Zeit ist nicht dasselbe, bald führt es Schwert, Scepter, Leier, Feder, bald besteht es nur in einer reinen Negation, oder in der höchsten Virtuosität, als zersetzender Geist den Mischungen der Geschichte zu dienen. In einer sich auflösenden Zeit ist Einer im Zweifeln groß und meint, daß er es in einer andern bessern auch im Handeln gewesen wäre, aber das Napoleonstalent der Skepsis, das gewisse Epochen immer hervorbringen, bedingt für eine andere rückwärtsliegende noch keinen Napoleon der That. Windet sich ein dichterisches Gemüth qualvoll in deutschen Abstractionen umher, geißelt sich das poetische Jugendherz mit den Dornen nationeller Metaphysik, so ist doch der Seufzer vergeblich, daß unter dem schönern poetischen Himmelblau Griechenlands ein großer productiver Dichter statt dieser innerlichen Schwankungen entstanden wäre. Es ist lächerlich, seinen Stern in der Vergangenheit anzubeten. Das Individuum ist bis auf einen gewissen Punct zeitlos, wo es in die Zukunft hineinreicht, denn es kann ein Geist mit idealer

Anschauungskraft allerdings seiner Epoche voraus sein. Aber er darf dennoch sein Loos nicht beklagen, stellt er auch nur das Himmelszeichen vor, durch das andere, ihn überdeckende Weltkörper ihren Durchgang nehmen.

Wozu diese Betrachtungen? Sie sollen Ruhe einflößen gegen eine Ansicht in Deutschland, welche die überwiegende Größe der Vergangenheit, die auf der heutigen Menschheit eher drückend als erhebend laste, beklagt! Immermann hat einen ganzen Roman in drei Bänden auf diese Weltansicht gebaut. Der Text dieser Leichenpredigt heißt: die heutigen Menschen sind alle nichts als Epigonen!

Was sind Epigonen? Sind es banquerotte Götter, Halbmenschen, arme Teufel, die invalid gewordene Seele der Menschheit? Im zweiten Buche des diesen Namen führenden Romans heißt es im zehnten Capitel: „Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspuncte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsere Tagesschwätzer sehen mit großer Verachtung auf jenen

Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte, und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürftig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen, und, daß ich bei der Schutzrede für die Beschränkung mit einem recht beschränkten Sprüchlein argumentire: der Schuster blieb bei seinem Leisten! Jetzt ist jedem Schuster der Leisten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schuh mehr uns bequem sitzen will. Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche An-

strengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Gelde, wer mit fremdem Gute leichtfertig wirthschaftet, wird immer ärmer" u. s. w.

Bei diesem Raisonnement, das viele Halbheiten der Gegenwart richtig trifft, ist nur Eines vergessen, was ein Dichter und Seher am wenigsten vergessen sollte, nämlich — die Zukunft! Immermann bangt zurück nach der Vergangenheit, aber die Menschheit bangt vielmehr nach der Zukunft. Was rückwärts liegt, so groß und unerreichbar es sein mag, ist doch nicht so groß, als das, was noch zu gewinnen steht, Immermann müßte denn einen völligen Banquerott des heutigen Menschengeschlechts mit seinem Epigonenroman haben bezeichnen wollen. Ich glaube, es muß uns unsere Tradition weniger drücken und beschämen als unsere Ideale. Reichen wir Epigonen denn gar nicht hinan gegen unsere Väter, die Helden? Diese hatten einen glücklich eingefriedigten Raum zum Schaffen, unser Schaffen besteht vor der Hand in unserm Begreifen.

Wir begreifen unsere Heldenväter, und dadurch werden wir ihnen ebenbürtig, aber wir begreifen auch, was uns selber eigenthümlich frommt, und darin sind wir Idealisten. Wir haben die Ernte unserer Vergangenheit aufgezehrt und in unser Fleisch und Blut verwandelt, dies Erbtheil kann uns nur fördern und groß machen, nicht durch seine, unsere Kleinheit überwiegende Größe lähmen. Man darf aber den provisorischen Zustand der gegenwärtigen Menschheit die Individuen nicht entgelten lassen, wie es dieser Roman Immermann's durch die Intention thut, alle Personen in einem unseligen Zustande schwankender Vielthuerei und Charakterlosigkeit hinzustellen. Darin geberden sich alle bei ihm auftretenden Figuren als Epigonen. Eine unangenehme, fruchtlose, aller poetischen Idealität zuwiderlaufende Aufgabe, an die Immermann die jetzt so gewichtige Reife seines Talents rein verschwendet hat! Eine tiefer greifende psychologische Behandlung hätte aber hier dennoch auch bei den einzelnen Charakteren zu andern Resultaten hinführen müssen. Man blicke den erfolglos sich bewegenden Charakteren dieser Zeit nur

tiefer in's Herz, man combinire ihre zersplitterten Kräfte mit den allgemeinen Situationen. Man wird in ihrem Innern die gegebene Möglichkeit höherer idealer Erfolge wahrnehmen, deren Existenzlosigkeit das Tragische, aber nicht das Verächtliche und Kleinliche an ihnen bildet. Die historische wie die ideale Situation der Personen läßt Immermann gänzlich dahingestellt. Sein Roman hat darin eine materielle Härte, daß er, ohne bis auf die allgemeinen Zerwürfnisse und Hemmnisse der Ideen zu gehen, die Zerfahrenheit der modernen Charaktere nur als eine individuelle Haltungslosigkeit vor Augen führt. Das heißt, die Individualität einer Epoche mißachten, ohne das Wesen der Epoche selbst, ihre ehrwürdigen Schmerzen, ihre berechtigten Hoffnungen, ihre Anwartschaft auf die Zukunft, zu ergründen.

Immermann ist allerdings ein Epigone der deutschen Literatur, und einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Er gehört nicht zu den Blasen,

welche die modernen Wirren aufgeworfen haben, und darin zeigt sich sein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit seiner Muse, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemessenen Wellenschlage seines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literarische Mittelstellung hat unangefochtenen Raum und Frieden genug, um so viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als jetzt nur irgend möglich wäre, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hinundhergreifens scheint ihn, trotz seiner gesunden hartschölligen Selbstgenügsamkeit, doch zu verfolgen und in seine abgeschlossene Werkstatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um sich zum Meister zu vollenden, wenn es irgend seinen Ansichten entspricht, daß ein Epigone Meister werden kann. Die beiden Granitpfeiler seiner Bildung gründete er sich in einem genialen Studium Shakspeare's und Goethe's. Seine ersten dramatischen Dichtungen traten keck und reckenhaft auf mit ihren von Shakspeare's Riesenstamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und

einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meister, aber die Auffassung des Schülers war frisch, voller Naturkern, und man glaubte an seinen verwegenen Geberden die ersten Wehen eines Originalgenies zu erkennen. Es gab eine Coterie in Berlin, welche man die Holtei-Häring'sche nennen könnte, die in Immermann damals einen Messias des deutschen Dramas begrüßte. In mehrern Journalen entstand ein feierliches Glockengeläute über den Namen Immermann; Willibald Alexis zog am allerheftigsten den Strang. Wie Bugenhagen bei der Theilung des deutschen Reichs sich Mecklenburg vorbehalten hatte, so nahm sich Willibald für die neue Literaturepoche den Roman in Anspruch, an Immermann trat er das Drama großmüthig ab. Immermann ließ sich Alles gefallen, und kam auch gemalt auf die berliner Kunstausstellung, mit einem Lorbeerzweige bewaffnet. Auch Heine verherrlichte damals den Tragöden Karl Immermann. Der Reisebilder ersten Theil zierte unter Andern ein Motto aus Cardenio und Celinde. Mußte da nicht Immermann schon denken, er sei ein großer Mann? Es traten

damals vornehme Falten in sein Gesicht, er hüllte sich in die stolz verbrämte Toga eines literarischen Patriziers. Einer seiner berliner Freunde nannte ihn in einer Correspondenz im Morgenblatt, „den zum Dichterheros heranreifenden Immermann.“ Es war Schade, daß Immermann damals den Namen der Epigonen noch nicht aufgebracht hatte für die Bezeichnung unserer Epoche. Als Epigone durfte Immermann den Namen eines Dichterheros nicht annehmen. Aus einem Epigonen kann und darf nach seinem eigenen Romane nimmermehr ein Heros werden.

Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nur durch die Briefe über die Wanderjahre bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber gestaltete sich zusehends in immer gediegneren und selbstständigern Schöpfungen. Die allzu krasse Manier seiner Shakspeare-Nachahmungen erhielt bald einen gesetzten Niederschlag, und was Immermann aus dieser Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiser Friedrich,“ sein „Trauerspiel in Tyrol,“ sein „Tulifäntchen“ sind Gebilde einer tüchtigen,

geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhe und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents scheinen oft großartige Perspectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber es ist nichts Lebenzeugendes und Welterschütterndes, sondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Seltsam aber bleibt, daß Immermann nun, wo er klar, sicher und schön durchbildet geworden, anfing, allein dazustehen, und unter einem gewissen Betracht immer mehr vereinsamte. Willibald Alexis beurtheilt ihn zwar noch perennirend in den Blättern für literarische Unterhaltung, aber es ist kein Standpunct für Immermann da, von dem man ihm eine weitdringende Wirksamkeit, namentlich auf das Gemüth und die innere Bewegung seiner Zeitgenossen, nachweisen könnte. Man sieht, literarische Freundeskreise, die nicht auf Prinzipien gestützt sind, zersprengen sich und verlieren heut zu Tage ihren Einfluß auf die Meinung des Publikums. Wo es sich um die Angelegenheit der Ideen handelt, mag man gegenseitig auch seine Personen unterstützen, so weit sie als Träger derselben Wichtigkeit haben, aber

die Verbindungen, die das bloße Talent feiern sollen, fruchten nichts mehr auf einer Stufe, wo die Literatur mehr eine Tagesdemonstration als eine Production ist, und erscheinen eitel.

Einen Übergang von der streng Shakspeare'schen, dramatischen Form zu epischen Gestaltungen innerlicher, moderner Interessen bildet bei Immermann schon sein Merlin. Hier aber zeigt sich seine spröde Natur gegenüber dem speculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefsinnige, das Ideale, das Prophetische, das Schmerzensreiche der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus sich heraufbeschworen. Die speculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantastischen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantastischen in wirkliche und uns nahe stehende Lebensgebilde zeigt sich bei Immermann zum ersten Male in seinen „Epigonen.“ Aus diesem Romane spricht der Grundton Goethe'scher Ruhe, Behaglichkeit und Überschaulichkeit. Der Dichter hat in seinem Plane, in der Grup-

pirung und Beherrschung seines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meister vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meister der modernen Verhältnisse schreiben wollen. In jeder Hinsicht erscheinen aber die Epigonen im Verhältnisse zum Wilhelm Meister als ein Epigonenproduct.

Wilhelm's Lehrjahre gehen auf die Erwerbung einer sichern und harmonischen Bildung, der es gelinge, die Ständeunterschiede des achtzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Es wird eine Einheit der Lebensexistenz erstrebt, als Grundlage für das Hervorgehen der reinsten und geläutertsten Persönlichkeit, die sich zum Besitze jedes Guten, Schönen und ihr Gemäßen erzieht. In den Epigonen ist es dagegen, statt der Einheit die Vielheit, welche als die gesuchte Basis des gegenwärtigen Lebens erscheint, aber die Individuen, an denen diese beiden entgegengesetzten Richtungen sich ausspinnen, haben die größte Ähnlichkeit mit einander. Hermann, der Held der Epigonen, ist in seiner Charakterlosigkeit, die ihn wetterfahnenartig allen möglichen Richtungen zuführt, eben so schwankend und

zerfließend als Wilhelm Meister, der sich nur in der Lern- und Wißbegierde, mit der er sich Alles aneignen möchte, von ihm unterscheidet. Hermann gibt sich mehr willenlos, mit der eigenthümlichen modernen Blasirtheit, an das Vielerlei der Tendenzen hin. Er will sich nicht bilden, wie Wilhelm, sondern er tritt schon mit der Fertigkeit und Sättigung jener geistreichen, eleganten und sich selbst auswendig-wissenden Bildung auf, die nur um Ziel und Zweck verlegen ist, um sich irgendwie auf etwas Bestimmtes zurückzuführen. Während Wilhelm Meister alle Weltobjecte in die Persönlichkeit verarbeitet, um, wenn er auch noch keine besitzt, sich wenigstens eine daraus zu erbilden, findet sich bei Hermann ein beständiger Zwiespalt der Person und der Verhältnisse ein, der mit einem gewissen coquettirenden Bewußtsein der Zerrissenheit festgehalten wird. Hierin charakterisirt sich die verschiedene Zeitstimmung beider Romane sehr prägnant.

Hermann erscheint in den vielfachen Verhältnissen, die sich an ihm abspinnen, eben so wie Wilhelm Meister, fast immer kleinlich, wird bei

der Nase herumgeführt und macht sich lächerlich. Wilhelm hat bei dem allen seinen bestimmten Bildungsplan, mit dessen Verfolgung er sich schmeicheln und trösten kann gegen alle Ironie der Situationen; Wilhelm Meister hat die erhebende Aussicht, einmal Meister, entweder in der Kunst, oder, was noch besser, im Leben zu werden. Weit übler ist der Epigone Hermann daran. Die bedientenhafte Stellung, in der er zu den meisten übrigen Personen des Romans und zu allen Verhältnissen steht, gleicht sich bei ihm durch keinen der Rede werthen Gewinn des Geistes oder der Persönlichkeit aus; er wird in seiner Vielthuerei so abgerieben, daß man ihm alle Augenblicke eine Ruhestelle im Hospitale wünschen möchte. Diese encyklopädische Vielfältigkeit des Treibens und Bewegens, die der Roman anschaulich zu machen sucht, soll in ihrer zersetzenden Wirkung auf die Individualität am schlagendsten den heutigen Epigonencharakter bezeichnen. Diesen traurigen Effect hat sich aber der Dichter gar zu leicht gemacht, indem er kein einziges bedeutendes und originell begabtes Individuum in Conflict setzte mit dieser

unglücklichen Universalität, sondern fast lauter schwache, halbe und von vorn herein zum Erliegen bestimmte Naturen in diesen Kampf führte. So nimmt sich diese Epigonendichtung wie eine Heerschau von Untüchtigen und Krüppeln aus, deren Erfolg nichts für das Allgemeine und für uns Alle beweisen kann.

Hermann erscheint uns auch häufig in denselben Situationen und Umgebungen als Wilhelm Meister. Die Mignon dort wird hier durch eine wunderliche mährchenhafte Gestalt, Flämmchen, vertreten, die wie ein gespenstisches Irrlicht den Helden, der sie magisch an sich gefesselt hat, begleitet. Was der Dichter mit dieser Figur für einen Eindruck bezweckt, geht nicht klar hervor; das elementare Naturwesen, das er in ihr geschildert, steht der bürgerlichen Romantik der Verhältnisse nicht mit gleicher Bedeutsamkeit gegenüber, als der große geheimnißvolle Schmerz Mignon's, der einen eigenen geistigen Hintergrund von Poesie ausbreitet. Vielleicht wollte Immermann den Geschmack eines verflossenen Jahrzehend's an Hoffmann's Elementargeistern noch in dieser Gestalt in sein Gemälde mit ein-

zeichnen. Das Verhältniß Wilhelm Meister's zur Gräfin stellt sich durch ein ähnliches, in dem sich Hermann der Herzogin gegenüber befindet, dar, worin zugleich die aristokratischen Situationen der Zeit berührt werden. Dann beginnt, darum und daneben, die Vielbeweglichkeit der Richtungen und Lebensanforderungen, von denen Hermann wie ein wandernder Odysseus umhergetrieben wird. Die hauptsächlichsten Elemente, die angestreift oder erschöpfender behandelt werden, sind das Religiöse im Pietismus und in der Schwärmerei, das politische im Demagogismus, der ridiculisirt wird, das industrielle, das in den gewerblichen Unternehmungen des alten Oheims mit Recht einen breitern Raum einnimmt, und dem der ästhetisch vornehme Epigonenheld nur mit Widerstreben seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die ländliche Philologenfamilie, die im ersten Theile sehr gut und neu geschildert wird, eine wahre Schulmeisteridylle, berührt die pädagogische Seite, namentlich ist der Widerstreit altclassischer und rein volksthümlicher Grundsätze in der Erziehung mit treffender Laune parodirt. August Wilhem von Schlegel, als gelehr-

samkeitsstolzen Hindu, mit seiner Spiegeldose, plötzlich in diesen Kreis eintreten zu sehen, macht, obwohl die Situation etwas Unwahrscheinliches hat, eine ergötzliche Wirkung, das Portrait ist meisterhaft. Die Kunstinteressen werden in den vortrefflich gezeichneten Verhältnissen des norddeutschen Residenzlebens vorübergeführt.

In seiner Lösung zeigt sich der Roman auf friedliche und versöhnliche Wendungen bedacht. Die Erwerbung eines großen Grundbesitzes und ein schönes Band der Ehe heften den Epigonenhelden zu einer ruhigen und sichern Lebenserfassung an die Scholle fest. „Zuletzt," ruft Hermann aus, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widersprüchen des Denkens und Handelns, ist dem Menschen, welcher sich nicht selbst verloren ging, gegeben, mit dem Einfachsten sich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich wenigstens in dem einzelnen Gemüthe von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt." In den ererbten Gütern des industriellen Oheims, die früher Eigenthum der herzoglichen Familie gewesen, und jetzt dem zwischen allen Ständen umherschweifenden Her-

mann anheimfallen, wird etwas Symbolisches sinnreich veranschaulicht. „In unsern Geschichten," heißt es abschließend im letzten Capitel, „spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seiner eigenen Wurzel gerüttelt, seine Laster brachten trostlose Zerrüttung in die Häuser der Bürger.. Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegen einander getrieben, aus dem Conflicte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte, entspringen dritte, fremdartige Combinationen, an welche Niemand unter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich Einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem." — Die industrielle Richtung wird jedoch von Hermann entschiedener abgelehnt und zurückgewiesen als die aristokratische, der er im

Gegentheile Zugeständnisse macht, indem er die Fabriken und Gewerbsanstalten, mit denen sein Oheim das aristokratische Besitzthum überdeckt hatte, aufhebt, um die eigenste Natur eines Grundbesitzes wieder hervortreten zu lassen: „Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Saamenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen, und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen."

Im Ganzen hat uns Immermann mit seinem neuesten Romane, bei allem Trefflichen und Anziehenden der einzelnen Partien, keinen Dienst erwiesen. Um in unsern peinlichen Wirren uns

eine Satisfaction zu schaffen, müßte die moderne Dichtung nachzuweisen suchen, daß die Individuen heut besser sind, als die Verhältnisse, und daß, wenn auch die ausgezeichnetsten Individualitäten verkümmernden und aussaugenden Verhältnissen erliegen müssen, doch der persönlichen Begabung ihre Anerkennung gezollt bleiben muß. Wie schlecht aber der Dichter der Epigonen die Sache der modernen Individualität geführt, haben wir an den Individuen dieses Romans gesehen.

Die Zerrissenheit im deutschen Roman.

„Das Haus Düsterweg" von W. Alexis liegt vor mir. Der Verfasser hat sich bei diesem Roman großer Vortheile seiner bekannten und beliebten Darstellungskunst begeben; nämlich der tüchtigen Staffage eines praktischen Stoffes, auf dem er mit seiner sicheren, meisterhaften Technik das Figurentheater bekannter und bunter Verhältnisse aufschlagen und die reizenden Wolkenbilder einer amüsabeln Erfindung auf einen Grund zurückschieben konnte, auf dem sie festes Fleisch und pralle Wirklichkeit scheinen. Statt dessen hat er sich hier mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse auf das Gebiet der Reflexion gemacht, aber diese Übersiedelung auf ein neues Terrain ist nicht glücklich bekommen.

Er wollte diesmal von Gedanken ausgehen und daraus erst die Figurengestaltung werden lassen, aber Gedanken sind nicht der rechte Farbentopf für Häring's Pinsel. „Das Haus Düsterweg" sollte die Zerrissenheit der Zeit in Meinungen und Gesinnungen, im innern und äußern Leben schildern. Dies ist kein Thema für ihn. Dazu besitzt Häring nicht Subjectivität genug, dazu fehlt es ihm an einer gewissen Lyrik eigener Verzweiflung, die ihn einmal durchströmt und durchschüttert haben müßte, dazu fehlt es ihm an einem Fonds innerer Erlebnisse, der sich auch durch die geschickteste und glänzendste Copiemalerei nicht ersetzen läßt. Häring ist ein Dichter, der sich inmitten seiner Begeisterung eine gute und anständige Gesellschaft zuhörend denkt, der er es recht zu machen, der er nichts zuzumuthen sucht, was nicht in anständige Gesellschaft gehört. Seine Poesie ist ein guter Gesellschafter, dem man es nie ansieht, daß er verweinte Augen und schlaflose Nächte gehabt; sie hat nie in stillen Träumen und Gedanken für sich dagesessen, während das Fräulein vom Hause durch eine Stadtgeschichte unterhalten

sein wollte; sie hat nie vor Herzklopfen eine Tasse Thee umgeschüttet oder einen Geheimen Hofrath auf den Fuß getreten. Sie ist säuberlich, manierlich, gefallsam, erfinderisch in ausgesuchten Wendungen, und wo sie einen ironischen Mundwinkelzug hat, ist es mehr ein blitzender Effect, als eine tiefe Zuckung der Herzfaser oder eine aufleuchtende Überlegenheit des Geistes. Da ist kein wildes Gelächter und kein humoristisches Weinen, kein Jauchzen eines zersprungenen Herzens, keine Selbstopferung der Leidenschaft, keine Wollust der Vernichtung in Häring, was ihm Beruf gäbe, die Zerrissenheit, von der auch er hier, nach dem Beispiel der Zeit, einen Roman dichten will, zu zeichnen und zu beschreiben. Ich bedauere die Zerrissenheit, wenn Häring sie schildern will. Wie wird er es beginnen, wird er sie nicht von weitem her wie ein Naturphänomen behandeln, oder wird er sie in einem Raritätenkasten abfangen, um darin den grellen Wundervogel aller Welt zur Schau zu stellen? Doch nein, Häring hat Empfindung, Talent, Gabe des Blicks und der Combination; er hat manche Leiden der Zeit

mit durchgefühlt und auf eine ehrenwerthe, wenn auch nicht immer ritterliche Weise sich zu vermitteln gesucht. Er wird den Roman der Zerrissenheit zu einer verständigen medicinischen Pathologie der Zeitzustände machen. Aber er ist selbst nicht zerrissen. Er ist mehr Zuschauer, als Mitspieler, bei dieser großen Historikotragikomödia der Gegenwart. Und entweder ein Gott, oder selbst ein Zerrissener muß man sein, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters singen und sagen zu können, was sie bedeute und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen sie Alles in sich schließe. Häring haßt die Zerrissenheit, sie ärgert, sie verdrießt ihn, wie ein Elsterauge, das ihn am Gehen hindert. Er kann in der Zerrissenheit nicht tanzen und begeistert sein, wie ein Bacchant. Er schleicht, er hinkt an ihr, wie an einer Krücke. So liest sich dieser Roman, in dem das Subjective, was mitspricht, nur die Gelegenheit benutzt, unter der Verhüllung einzelne Schlacken von Unmuth und Bitterkeit, die der Verfasser vielleicht nicht gern auf seine Person zugestehen möchte, auszuwerfen. Häring haßt die Zerrissenheit, und

ich liebe sie. Soll ich ihn noch recensiren? Ich liebe sie, weil sie etwas Ehrwürdiges ist, wie jenes schöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen schmerzlich anstrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges ist die Zerrissenheit unserer Zeit, was auch die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und die Altklugen, die Vermittelnden und die Unterdrückenden, darüber seufzen mögen. Ist es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf seine Schulter nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsschmerzen einer ganzen Epoche zusammendrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo sie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß gesprengt werden durch seinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerrissenen sind die wahren Kreuzträger der Zeit. Sternberg und Alexis, sind Beide noch nicht der rechte Dante gewesen für diese neue göttliche Komödie von der Zerrissenheit!

Trotz der vielen schönen Einzelpartien, an die der Verfasser ein glänzend ausführendes Malertalent verwandt hat, ist „das Haus Düster-

weg" eine völlig verunglückte Arbeit. Der Roman ist in seiner Manier skizzenhaft, fragmentarisch, unzusammenhängend, aber er hat, was ihm nicht wenig schadet, keinen Schluß, weder in der Idee, noch in den Ereignissen. Die zu Grunde liegende Geschichte, deren Romankitt ein wunderliches, auf das Verderben seiner Erben berechnetes Testament des alten Freiherrn Düsterweg ist, zerfällt zumeist in zwei Hälften. Die eine ist die Geschichte des demagogischen Eberhard, der, in einer legitimen Ehe freiherrlichen Stammes erzeugt, seine Geburt nicht kennend, von seinem Vater, welcher ein ironisches Erziehungsexperiment an ihm machen wollte, in die Welt hinausgestoßen worden. Der Fluch des Vaters und der Verhältnisse stürzen ihn in eine Reihe von Irrsalen und unglücklichen Gemüthszuständen, die sich mit der ihn ergreifenden Verworrenheit der Zeitmeinungen noch schmerzhafter verwickeln. Er wird, wie es auf Einmal heißt, ein Zerrissener, als ob das eine bestimmte Compagnie wäre, wie die ehemalige berliner Löffelgarde, oder wie wenn eine Köchin sich einen armen Ritter backt. Eberhard ist ein ganz

trübseliges, in halber Metaphysik confiscirtes Subject. Alles ist nur halb an ihm, er ist ein halber Hamlet, ein halber Börne, ein halber Ironiker, ein halber Sentimentaler, bis er endlich halb wahnsinnig wird. Um sich ganz radikal äußern zu können, — dazu ist er unter — — gedruckt. Was soll er also machen? Er schreibt Briefe voll ossianischer Schwermuth und faustischer Weltverzweiflung an einen Berggeschwornen, die uns seine Zustände ausmalen. Zuletzt endet er in den Frankfurter Aprilunruhen, wo er einen Aufrührerhaufen anführt, und sein eigener Bruder, ein als Demagogenverfolger angestellter Baron, den er nicht kennt, auf ihn schießen läßt, ohne es zu wissen und zu wollen. Die Geschichte dieses Bruders nimmt die größere Hälfte des Romans ein. Diesem Bastard des alten Freiherrn Düsterweg hat der bizarre Vater das umgekehrte Schicksal von seinem rechtmäßig erzeugten Sohne zugedacht, obwohl er ihn durch die Verfügungen der in verschiedenen Lebenszeiträumen zu eröffnenden Codicille nicht minder äfft und ihm dadurch jedesmal das schönste Glück der Liebe und des Besitzes zerstört. So wird

der junge Baron Landschaden von Düsterweg meistentheils durch unglückliche Liebe ein Zerrissener, obwohl er eigentlich nie der linken Seite angehört hat. Vielmehr ist er durch seine witzigen Epigramme gegen die Demagogen als Schriftsteller berühmt geworden und im Staatsdienst gestiegen; er hat „Senfkörner“ herausgegeben, die ich wohl kennen zu lernen wünschte, da mir bis dahin noch kein witziger Aristokratismus in der Literatur vorgekommen ist. Die Satire ist eine geborne Demokratin, sie ist kein Talent der Legitimität. Aber dieser satirisch-legitime Baron, dem die Weiber so arg mitspielen, verwirrt sich bald in seiner eigenen Richtung. Er wird ein geistreicher Zerrissener, und schreibt Briefe an eine Stiftsdame, die den Plato liest, durch ihre Reflexionen die Stelle des Chors im Roman vertritt, und zuletzt von einem frommen Schneidermeister als Heilige angebetet wird. Von den schließlichen Meinungen des Barons vermag man keine klare und bestimmte Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Gemisch von ohnmächtiger Selbstironisirung, sich auflehnenden Zeitunmuth, spießbürgerlich werdender Melancholie und ver-

linischer Wehmüthigkeit, aus der sich kein ersprießliches Facit ziehen läßt für die Zeit, weder in positiver, noch negativer Hinsicht. Zuletzt wird der Baron gesehen, wie er mit einer alten Geliebten, die inzwischen aus Kindespflicht — Buhlerin eines Abenteurers geworden, in ein idyllisch-sentimentales Verhältniß geräth. Was in aller Welt hat Häring nur mit diesen harten Disteln, aus denen er seinen Roman gewunden, gewollt und gedacht? Welche Satisfaction, welche subjective Befriedigung kann für ihn selbst in allen diesen unangenehmen Bildern gelegen haben? Sie ironisiren die Zeit und ihre Gemüthszustände nicht, dazu gehört Weltsatire und Welthumor, und mit diesen beiden giebt es dann trotz aller Wunden, doch ein herzerhebenderes und großartigeres Spectakel beim Poeten!

Im zweiten Theil findet sich unter einzelnen Darstellungen manches Ausgezeichnete, namentlich die meisterhaft erzählte Novelle: „Eine Nacht in Hamburg,“ deren Problem jedoch mehr in das Reich der ausgetriebenen Hoffmannischen Gespenster, als der Psychologie, gehört. Die Localitäten des Romans sind meistentheils ver-

schleiert, obwohl für den deutscher Städte Kundigen immer deutlich genug gemalt. Zeitportraits finden sich hin und wieder kennbar eingestreut, nicht ohne ergötzliche Laune und scharfe Tinten, aber man kann nicht immer mit der Gesinnung einverstanden sein, aus der sie genommen werden. Wie z. B. Börne hier, Thl. I S. 338 an der Frankfurter Table d'hote in seiner stillen, unscheinbaren, ich möchte sagen, rührenden Persönlichkeit, die Jeder kennt, von Häring abgezeichnet wird, finde ich widerwärtig und mein Gefühl empörend. Häring schildert sein Gesicht, und meint, man müsse ihn so abbilden, mit der Unterschrift: „Seht, das ist euer Prometheus!" das würde das beste Gegengift gegen seine Schriften sein. Ich hätte nie geglaubt, daß der gutmüthige Häring alle Bonhommie so verleugnen könnte, um das Gesicht eines Menschen öffentlich anzufeinden. Sind wir denn, o Willibald Alexis, ein solcher Adonis, daß man es uns auf der Stelle gleich ansieht, was für vortreffliche und loyale Leute wir sind? Weniger hat man dagegen, wenn er den Candidaten H. mit Nanquinhosen im Winter,

ohne Mantel, hungrig, auf dem Postwagen uns vorüberführt. Aber im Grunde ist es unstatthaft, in unsern Tagen dies zu sehr der Lächerlichkeit preis zu geben, da wir in Zeiten leben, wo es dem verdientesten Biedermann und dem größten Geist widerfahren kann, daß er sich in Nanquinhosen und ohne Mantel im Winter auf den Postwagen setzen muß. Schwager Kronos führt manchen unglücklichen blinden Passagier, der vielleicht auf einen Triumphwagen Anspruch machen könnte. Es gehört die selbstzufriedene Moquanterie eines Berliners dazu, um die Zeit bis auf die Nanquinhosen eines armen Demagogen ironisiren zu wollen. —

Die philosophische Bildung der jungen Generation.

In F. G. Kühnes „Quarantaine im Irrhause" hat die junge Generation ihre philosophischen Memoiren geschrieben. Kühne verschaffte sich die Satisfaction, die Leiden und Freuden seines metaphysischen Menschen zu Papiere zu bringen. Dies ist eine wirklich philosophische Novelle, die ich hier näher betrachten will. Sie wäre als Dichtung ein entsetzliches Unding, wenn sie nicht zugleich eine antiphilosophische wäre, der Tendenz nach. So aber ist sie eine mit schönem Herzblut getränkte Wahlstatt, auf der weltgeschichtliche Interessen des modernen Geistes verfochten werden, und wo zuletzt, nach dunkeln und naßkalten Wirren der systematischen Metaphysik, doch die Lebenssonne des unmittelbaren

Menschen wieder an den Horizont tritt, man weiß nicht, ob als versöhnendes Abendroth bloß, oder als neuverheißende Morgenflamme. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluß (Stabilität des Systems) und der ächt menschlichen poetischen Bewegung (Leben) hat Niemand mit einer geistvolleren Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt, als Kühne in dieser Novelle. Daß aus diesem Kampfe, den jeder Deutscher, so gut wie die Schutzpocken, einmal überstanden haben muß, noch immer wieder ein Buch, ja eine Novelle gemacht werden soll, begreift eben nur ein Deutscher. Bei aller an Niederträchtigkeit gränzender Furcht vor der Öffentlichkeit, deren das deutsche Wesen in der letzten Zeit geziehen worden, ist doch kein Volk so beeifert, die geheimsten Excremente seiner geistigen Entwickelung vor die Augen des Publikums zu schleppen, als man dies in deutschen Schriften tagtäglich sehen kann. In unzähligen Büchern mausert sich bloß der Autor, in seinen monologischen einsiedlerischen Ergüssen nach keinem Leser fragend, und dennoch erwerben die großen literarischen Anachoreten unsrer Nation

damit zugleich das Verdienst, daß sie, wie die katholischen Priester das Abendmahl, so ihre Mauserungsprocesse für eine ganze Weltgemeinde mit vollbringen.

Wer etwas davon haben will, zur Unterhaltung und Förderung, wenn er sich mit dem Verfasser dieser Quarantaine im Irrenhause unterzieht, muß die Hegel'sche Philosophie kennen. Sie ist die große Kuh, um die Wiswamitra so lange gebüßt und gelitten, sie ist Absicht und Endzweck aller Selbstkasteiungen und Geißelungen, an welchen sich der reisende Doctor der Philosophie aus Berlin so mürbe gearbeitet, daß er endlich selbst nicht mehr weiß, ob er mit Recht oder Unrecht in jenem Irrenhause sitzt, in das ihn eine wunderliche Schickung eingesperrt. Der Verfasser setzt in seinen Raisonnements die Bekanntschaft mit Hegel voraus, und er kann es bei der norddeutschen jungen Generation, die er sich vorzugsweise als Leser und Theilnehmer seiner philosophischen Selbstbekenntnisse denken muß. Die damaligen Bildungselemente in der Literatur waren in Norddeutschland alle stark mit Hegel versetzt, sei es, daß man mit zu sei-

nem Schweif, oder zur Opposition dagegen gehörte, denn gleichgültig konnte Keiner bei diesem ungeheuern Schauspiel eines weltgeschichtswidrigen Abschlusses, einer unnatürlichen Wollust der absoluten Erkenntniß, sein. Ich glaube, ich war der erste unter dieser jungen Generation, welcher, schon im Jahre 1829 in mehrern Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'schen Philosophie geltend zu machen suchte; und sodann strebte ich, was für uns Norddeutsche ein so schwieriger Durchgangsprozeß ist, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenschwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ sich später noch einmal speciell mit dem Systematischen des Hegelianismus ein, und brachte dann zu meinem Erstaunen diesen merkwürdigen Posthumus jener Richtungen ans Licht, dessen geistiger Kraft man gewiß seine hohe Anerkennung nicht versagen wird, sollte man auch die ganze Composition noch so wenig ansprechend und genießbar finden wollen. Wahrscheinlich, und zum Glück für

ihn selbst, wird er nie wieder eine ähnliche Novelle schreiben, da er hier die ganze Lava seines Hegelianismus mit feuriger Gewalt ausgespieen hat, aber diese Novelle, wie sie da ist, behält doch ihren selbstständigen Werth, für die Culturhistorie keinen geringen, den allermeisten für den Verfasser selbst. Dieser hat sich darin mit großer Naturwahrheit und der liebenswürdigsten Gemüthsoffenheit an sich selbst preisgegeben, und solche aufrichtige Beichte bis in Herz und Nieren hinein hat seinen ganzen Menschen gestärkt, erfrischt, gehoben. Das Palladium der Wahrheit hat er siegreich ausflattern lassen; die Schönheit ist in diesem Buche noch nicht erreicht. Daran hat den Verfasser die ganze Anlage, Erfindung und Ökonomie seiner Dichtung, die von vorn herein etwas Unschönes in sich trug, gehindert.

Der Gedanke war glücklich, philosophische Confessions im Tollhause zu schreiben, und auf dem witzigen Umwege aus der Wahrheit in den Wahn von der Zwangsjacke des absoluten Systems sich zu emancipiren! So ließ sich, nach Auskühlung des metaphysischen Hirnschädels durch

das Tropfbad dieser Contraste, die ächt menschliche Mischung wieder erreichen, welche, den wahren fröhlichen Metallguß des unmittelbaren Daseins hervorbringend, am meisten dadurch vor dem Wahnsinn sich rettet, daß sie alle Handelsmonopole und systematischen Privilegien auf die Weisheit aufgiebt, und, zum Besten der Vernunft, auch die mancherlei süße Unvernunft im Menschen glücklich ausbildet. Hier in der Irrenhausquarantaine darf man es denn auch nicht übel nehmen, wenn unsre Verfasser bisweilen in gar zu langen und athemlosen Reflexionen, die durch keine wohlthuende Interpunction eines begebenheitlichen Interesses unterbrochen werden, einen ungeheuern philosophischen Katzenjammer austönt. Wer einmal in einer solchen Verbesserungs-Anstalt des menschlichen Geistes gefangen sitzt, hat das Recht erworben, sich, wenn es ihm beliebt, mit für einen Kranken ausgeben zu können, und er thut, der Polizei gegenüber, zugleich klug daran, denn was will sie machen, wenn ein Narr die Wahrheit spricht! Nur wird auch der Leser zuweilen mit in den Übelstand der Polizei hineingezogen, daß er

nicht weiß, was er dem Witz der Unvernunft zugute halten oder dem Rechte der Vernunft zugestehen soll. Dies ist aber eben die göttliche Komödie der Dialektik, über die, so wie über Sophistik im Leben und Denken, der Verfasser treffende Bemerkungen macht. Dennoch möchte ich, für das novellistische Interesse des Buches, fast wünschen, der Verfasser hätte lieber die Scenerie des Irrenhauses nicht gewählt, weil, was die daraus zu gewinnenden Gestaltungen betrifft, Tieck in seinen „Reisenden" dies Thema auf eine zu glänzende Weise erschöpft hatte. Auf Gestaltungen aus diesen Elementen verzichtete Kühne freilich gleich von vorn, da ihm seine ideelle Frage, die Erlösung seines Denkens, von zu überwiegender und zu schwerer Wichtigkeit war, so daß der Novellenreiz ihm dabei gar nicht in Betracht kam. Etwas von einem novellistischen Verband findet sich wohl am Ende, die Figur der tragischen Polin, Victorine Miaska, ist sehr anziehend, und was sich um sie herumgruppirt, oft mit lebensprühenden Farben ausgeführt. Wäre es mehr zum festen Relief des Ganzen benutzt und zugleich mehr

äußere Einrahmung gefunden worden, um die unruhigen schwarzen Wogen der Reflexionen in heitre, grünbekleidete Ufergelände zu nehmen, so würden auch die gedankenfaulen Leser dem Verfasser länger folgen, als sie es jetzt vielleicht thun werden. Die Katastrophe wird indeß in die novellistischen Verhältnisse des Stoffes gelegt, eine ideelle Katastrophe ist im Grunde nicht vorhanden, so sehr sonst Alles auf ideellem Boden steht. Denn die desperat gewordene Philosophie des Verfassers war schon vor seiner Irrenhausquarantaine dieselbe wie nachher; sie macht im Irrenhause nur ihre Bekenntnisse über die Vergangenheit. Das Resultat ist der übrigbleibende Mensch, der sich wieder in die spielende Welle des Augenblickes taucht. Der vortrefflichen Einzelabschnitte aus diesen metaphysischen Lebenswirren wäre eine große Anzahl hervorzuheben. Darunter besonders S. 41 und 42, über die Möglichkeit, ein Ende des Faust zu dichten, S. 66 die Charakteristik Shelley's, S. 71 über den Selbstmord, S. 84 ff. die sehr gelungene Persiflage des Materialismus in der Gestalt des verrückten Landpastors Faigenheim. Die

Phantasieen über den Don Juan scheinen mir verfehlt, da es bei einem so oft behandelten und bephantasirten Thema nahe lag, ins Hypersinnreiche zu gerathen, wobei man, ins endlos Bedeutsame hineingezogen, den Boden unter den Füßen verliert.

Diese Novelle ist ein sehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitstimmung in der Entwickelung des deutschen Geistes. Sie bezeichnet auf der einen Seite den Culminationspunct eines mit Speculation getränkten und übersättigten Nationalcharakters, und beschreibt auf der andern, an der Geschichte des Individuums, den Weg der Reaction, die sich vor der Hand wenigstens in der Sehnsucht nach That und Leben andeutet. So ist die ganze Zeit für jetzt der philosophischen Systeme überdrüßig, die sich auf ihrem eigenen Territorium schon durch Übervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen, wo der Überfluß von Vernunft und Weisheit in unsern Landen in Fülle und Fleisch der Gestalt und in heitre plastische Lebensformen übertritt und darin sich reproducirt!

Die Dichtung der Übergangs-Epoche.

Für zwei Hauptrichtungen des modernen Lebens ist es der Kunst gelungen, sich zutreffender Normalstoffe zu bemächtigen, die auf die glücklichste Weise die Form volksthümlicher und mythischer Überlieferung mit der Elastizität für einen speculativen und allgemein bedeutsamen Inhalt verbinden. Dies sind, für zwei entgegengesetzte Pole der Weltanschauung, Faust und Don Juan, Individualisirungen eines umfassenden Ideenkreises, den man jetzt nicht mehr bezeichnen und in Bewegung setzen kann, ohne an jene Gestalten anzuknüpfen und mit allem besondern Leben, das ihnen die Dichtung ertheilt, als allgemein gültige Typen aufzunehmen. Andere Richtungen und Zustände, die charakterschildernd für ganze

Völkerepochen sind, bedürften ebenfalls, in Normalgestalten von der Darstellung festgehalten zu werden, haben aber bis jetzt noch keine völlig zutreffenden Stoffe gefunden. Das Wesen von Übergangsperioden, mit allen ihren Gegensätzen, die am Individuum wie am Allgemeinen haften, wäre noch, zu erschöpfender Hinstellung, einer Dichtung von großen Dimensionen und zeitgemäß speculativer Begründung vorbehalten. Wie im Faust die metaphysischen Zerwürfnisse der modernen Menschheit, die ihre andere Seite, in welche sie überschlagen, im Don Juan haben, so müßte in einer gleich elastischen Gestalt die Dialektik der Zustände, die Anziehung und Abstoßung des Alten und Neuen, des Berechtigten und Werdenden, das Netz thatsächlicher Skepsis, das sich wie eine fliegende Schiffsbrücke über das Meer der Zeiten schlägt, verkörpert und versinnbildlicht werden. Woher aber eine solche Gestalt entnehmen? Kann sie erfunden werden, ist sie unter den bekannten Bildnissen der Geschichte schon vorhanden, oder ließe sich aus einer noch unausgebeuteten Mythe, hinter deren symbolischer Hülle sie schlummerte, in's

Leben rufen? Das Hauptgenie einer solchen Epoche selbst müßte durch die schlagende That darauf antworten. Soviel aber ist gewiß, daß der Stoff, sei er mythisch oder historisch aufgenommen, modern sein muß, um seine höchste Wirksamkeit zu erreichen.

Ein neues Drama von Heinrich Stieglitz („Dionysosfest. Lyrische Tragödie.") regt diese Betrachtungen an. Zwei Träger grundverschiedener Lebenselemente streiten darin um den Preis der Geschichte, um die Anerkennung der siegenden Existenz, aber sie haben beide nicht ideell Gemeinsames genug, um das ganze Wesen einer historischen Übergangszeit, in der sich Eines aus dem Andern in gleichartigen Verknüpfungen entwickelt, zu erschöpfen. Dionysos ist ein Gott, ihn hat Zeus selber erzeugt, er bringt eine neue Religion der Milde, der Freude, des Friedens; wer vermöchte ihm zu widerstehen? Lykurgos ist ein Mensch, König der Edonen, er hängt dem alten Dienst der Sonne an, der er auch Menschenopfer darbringt, und lebt und stirbt für sein angestammtes Recht, seinen angestammten Glauben, die ihm heiliger als der neue,

nur wie ein Betrüger und Verführer ihm erscheinende Gott; wer könnte es ihm verdenken? Lykurgos und Dionysos sind dynamisch von einander getrennt; sie können sich nicht auseinander entwickeln. Der Dionysosdienst kann nie aus dem Glauben und der Berechtigung des Lykurgos wie ein Moment höherer Entfaltung hervorgehen; Dionysos erscheint mithin hier als ein Usurpator, obwohl als ein göttlicher und für Göttliches. Es fragt sich nur, wem hat der Dichter in seinem Stück Recht gegeben, wem wollte er Recht geben? Als erster und hauptsächlichster Eindruck erweist sich der, daß er den Sieg feiern wollte, den das göttliche Recht über das menschliche davonträgt. Dies ist auf der einen Seite tragisch, und rechtfertigt die Bezeichnung des Dionysosfestes als einer Tragödie; auf der andern Seite ist es hymnisch, und macht darin mit aller lyrischen Feier das Dionysosfest selber aus. In dieser Idee vereinigen wir die Widersprüche auf dem Titel, des Festes und der Tragödie. Zugleich werden dadurch die zwei verschiedenen Elemente der Darstellung, die man an dieser Dichtung wahrnimmt, bedeut-

sam bedingt, nämlich das lyrische und dramatische, indem der lyrischen Überschwänglichkeit, mit welcher die Partei des Gottes ihre Ansprüche geltend macht und ihr Recht verherrlicht, auf der andern Seite die gehaltene dramatische Gestalt des Lykurgos, in ihrer bedingten menschlichen Bewegung und Bedrängung, plastisch gegenüber steht. Dieser Gegensatz ist das Werk sinnreicher Ausbildung des Dichters, und zugleich seine ideelle Intention, die sich freilich durch das Antike des Stoffes, das sie uns entzieht und in die Ferne rückt, nur als ein Allgemeines hinstellt. Doch verschafft der Dichter in lyrischen Ergüssen und Andeutungen sich auch ein subjectives Genüge.

Recht und Glauben des Lykurgos erscheinen im Stücke von vorn herein als etwas Unhaltbares dargestellt, und darum ist den gegenüberstehenden Dionysischen Elementen der größere Raum der Ausführung gewidmet. Ein ideelles Wesen tritt uns freilich aus dem hier vorübergeführten Dionysosdienst zu wenig heraus. Seine sinnliche Lebensfülle, und die unwiderstehliche Erscheinung eines Gottes, der seine Blüthen-

spuren auf der Erde abdrückt, sind es zumeist, worin er sich als ein überwältigendes Element gegen dürftige, harte, menschliche Einrichtungen zu erkennen giebt. Wodurch er aber die mildere Weltordnung heranbringt, die Sitten sänftigt und veredelt, die Religion heitrer, das Leben genußreicher macht, geht hier weniger aus bestimmten Offenbarungen des Dionysosdienstes hervor, als vielmehr aus der Voraussetzung, daß ein Gott selber es ist, der über die Erde zu wandeln, zu lehren und zu bilden gekommen ist. Lykurgos in seiner alten, durch Recht, Besitz und der Jahre Überlieferung geheiligten Königsburg, die er mit Wachen gegen die andringenden Mänadenschaaren und Satyre umstellt hat, steht seinerseits mit einer Consequenz der Gesinnung und Handlung da, der wir beipflichten, und vielleicht mehr, als es des Dichters Wille war, unsern Antheil zuwenden müssen. Mit welcher Härte und selbst Grausamkeit er sich auch durchzuführen und entgegenzusetzen scheint, so ist doch offenbar ein entschiedenes Recht auf seiner Seite, das er sich nicht abdringen lassen mag und darf. Dies Recht zeigt sich zwar auch

von der Seite seiner Geltung; der Gott geräth in die äußere Gewalt seines irdischen Widersachers, aber nur um seinen siegreichen Beruf desto glänzender zu offenbaren, um mit Verhöhnung der Fesseln, in die er geschlagen worden, das Verderben auf die ihn nicht Erkennenden herabzurufen. Lykurgos muß den Zwiespalt, in den er gestellt ist, auch als etwas Innerliches empfinden an seinem Sohne Dryas. Der von Land zu Land ziehende neue Cultus würde ihm in seiner starren Abgeschlossenheit, die ihm durchaus kein Eingehen in das Wesen desselben gestattet, wenig ans Herz dringen, wenn nicht Dryas, der Erbe seines Reiches, davon unwiderstehlich ergriffen würde. Hier hebt ein schöner menschlicher und tragischer Conflict der Dichtung an, die sich mit immer productiverer Freiheit von der Mythe entfernt, je nachdem ihr die ideellen Motive, denen sie folgt, ein Recht dazu geben. Dryas gehört zu jenen Mittelfiguren in der Geschichte, die, in ringenden Epochen, immer zwischen zwei Parteien zerrieben werden. Sie verbinden einen richtigen Instinct, eine richtige Gemüthsahnung für das

Wahre, zu dem sie hingezogen werden, mit dem Mangel derjenigen Tapferkeit, deren in Wendepuncten der Zeiten das Individuum bedarf, um im Wirbel und Wechsel seine selbstständige Persönlichkeit zu wahren. Von immer neuem Inhalt berauscht, aber ohne Kraft, ihn im Leben anzuwenden und sich thatsächlich zu eigen zu machen, werden sie doch in das Schicksal derjenigen Richtung verflochten, die zum Sturze bestimmt ist und der sie selbst sich innerlich abgewandt haben. Ein solches weibliches Geschichtsnaturell, wie man es nennen könnte, zeigt sich in der sinnigen Figur des Dryas sehr schön veranschaulicht. Seine Hinneigung zu dem neuen Cultus deutet sich in der Liebe zu einer Nymphe aus dem Gefolge des Dionysos an, in deren Ausmalung der Dichter seine zarteste musikalische Lyrik aufbietet. Aber auch Dryas macht uns von einer ideellen Bedeutung des Dionysosdienstes, oder auch nur von einer nationellen für die Völker der alten Welt, zu wenig vorstellig; wir sehen weniger die Gegensätze nothwendig getrennter Weltanschauung, die ihre Kluft aufthäten, als Zwiespalte eines von Zukunfts-

ahnungen durchdrungenen Gemüths, das sich im zweiten Akt, im Gespräche des Dryas mit dem Lykurgos, noch am bestimmtesten ausspricht. Indeß ist die Stellung des Dryas bezeichnungsvoll genug, um durch ihn gewissermaßen die Katastrophe der ganzen Darstellung herbeizuführen. Lykurgos, von den racheglühenden Mänaden mit bacchantischer Verblendung umwoben, ergreift den eigenen Sohn, in dem er den gehaßten und als Gaukler von ihm verachteten Gott zu verfolgen glaubt, und erlegt ihn mit seinem Speer, als Opfer der ihn umrasenden Bacchanten. Dies vermag ihn noch weniger zur Anerkenntniß dionysischer Macht und Lehre zu bringen; vielmehr steigert sich im tiefsten Unglück und Sturz sein Bewußtsein immer mehr zur Festhaltung an seinem eigensten Recht:

„Und durft' ich der unseligen Zerstörung
Die Ordnung opfern, das geweihte Recht,
Das meiner Väter tadellos Geschlecht
So lang gewahrt? Der frevelnden Empörung,
Die Götterscheu vernichtend, Sitt' und Zucht
Austreibt zur Flucht,
Und Nahrung saugt aus wollusttrunkenen Lehren,
Wer soll, wenn selbst der Ordner wankt, ihr wehren?

Mußt' ich dem Allzerrütter nicht die Macht
Des unbeugsamen Herrschersinns bewähren,
Ein Damm dem Taumel, den er angefacht? —
Fluch aber über ihn und seine Rotte,
Die jauchzend mich verlockt zum grausen Mord!
Ihr Götter dieses Lands, wehrt, trotzt dem giftigen Spotte,
Treibt schmachvoll euren Feind aus euren Marken fort!

Sein Schicksal ist das der Versteinerung. Noch einmal stürzt er auf den Gott hinzu, um ihn zu vernichten, als er, auf einen Wink des Dionysos, im Erdboden festwurzelt, seine Füße umflechten sich mit Weinreben, und Brust und Glieder sind zum starren Fels geworden, den schon der Epheu umrankt. Dieser Abschluß trägt die bedeutungsvollste Symbolik für das Wechselleben der Geschichte in sich. —

In der Form dieser Dichtung hat der Verfasser durchgängig eine glückliche Harmonie und Gemessenheit getroffen. Die philologische Färbung der Diction, die, dem Stoffe anhaftend, nicht ganz verwischbar schien, ist mit Leichtigkeit in modernen Schmelz gebracht. Die wohllautendsten Rhythmen verbreiten einen musikalischen Hauch, an vielen Partieen sogar etwas Gesangvolles durch das Stück, und bedienen sich mit

Erfolg aller der Vortheile, die der lyrischen Tragödie zustehen. Der freieste Wechsel der Formen, nach Verhältniß von Situation und Gefühl, macht das Wesen der lyrischen Tragödie, die sonst als keine besondere Gattung in Anspruch genommen werden kann. Man ist von ihr gleichfalls eine streng dramatische Durchführung der Charactere zu fordern berechtigt, wenn sie nicht etwa zur weiteren Ausführung ihrer Motive noch eine andere Kunst herbeizieht, und, wirklich in Musik übergehend, zur Oper wird. So viel ist gewiß, daß die lyrische Tragödie in der antiken Poesie eine bestimmtere Stellung und Geltung hatte, da sie ihr musikalisches Element auch wirklich durch die Mittel der Musik ausführen ließ, während die Modernen hier dem schwankenderen Wesen der recitirenden Declamation anheimfallen. Spanier und Italiener, durch musikalischen Sprachgeist und Nationalsinn unterstützt, haben unter allen Neueren das Glücklichste darin geleistet, deutsche Versuche sind bisher nicht glänzend ausgefallen, noch, mit Ausnahme etwa der Schicksalstragödien, zu besonderer Frequenz gelangt. An an-

tike Stoffe scheint sich auch unser modernes lyrisches Drama noch am glücklichsten anzuschließen, wie in diesem Dionysosfest. Das Stück ist durchgängig gereimt, sowohl im Dialog, als in den lyrischen Partieen und Chorstellen, und behauptet darin seine moderne Färbung neben manchen in das alte Griechenland zurückklingenden Weisen und Wendungen.

* * *

Das zweite Gedicht neuester Zeit, das eine Normaldichtung der Übergangsepoche anstrebt, ist der „Nero," eine Tragödie von Karl Gutzkow. Seltsam genug hat es sich ebenfalls auf einen antiken Stoff gegründet. Gutzkow's Nero bezeichnet einen Wendepunct, der uns mit Interesse an den Verfasser fesseln muß, denn wir sehen darin das Ringen zwischen den Ungeheuern seiner trotzigen und unbeugsamen Skepsis und dem plastischen Werdeleben jugendlicher Schöpfungslust, welche die Qual aller der fürchterlichen Träume und Ahnungen gern durch das Aufgehen in die festeste und sicherste Gestaltung bezwänge. Nero ist ein geformtes Bild aller

Zerstörungstriebe geworden, die in sich selbst zerfallene Scheideperioden der Menschheit jedesmal charakterisiren, und Wollust, Grausamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in solchen Epochen vorhanden, haben in diesem Kaiser allerdings eine Normalnatur geschichtlicher Übergangsstufen hingestellt. Der Gedanke war bedeutend, von dem Gutzkow ergriffen wurde, die ganze Gemüthsstimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Seine große, fast dämonische Gabe, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Rom walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die so gewaltig, daß wir uns mit unsern nächsten Zuständen ihr nicht entziehen können. Der Eindruck ist daher mehr ein speculativer als ein künstlerischer. Aber die Speculation ist nicht, wie in Goethe's Faust,

tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; sie prägt sich in einem schreienden Gegenüberstellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke Situationen ab. Gutzkow zeichnet in riesenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente, und stellt ein Individuum, diesen Nero, mit einem zugleich darüberstehenden und zugleich darin befangenen Bewußtsein mitten in diese Trümmer hinein. Dies zwiefältige Bewußtsein, seine Zeit verachten zu müssen, und doch selbst verächtlich zu sein, wie sie, macht den Nero zum Nero, es ist der ins Böse hineintreibende Mutterfluch des Individuums, welchen eine aufgelöste Epoche gerade auf ihre begabtesten Kinder schleudert. Darum besitzt Nero diese Bosheit der Consequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerstören, aber er besitzt zugleich die Größe der Consequenz, seine eigene Verderbtheit so unerträglich zu empfinden, daß er seine umstehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. —

Es ist nicht leicht möglich, diese Tragödie

vom Nero rein künstlerisch zu betrachten. Man muß die Redlichkeit des Verfassers anerkennen, wenn er seine schrecklichsten Gedankenanwandelungen lieber unter künstlerischen, als philosophischen Gesichtspunct rücken mag, da der künstlerische, der an bestimmte Individualität appellirt, die Behauptung mildert, freilich auch unentschiedener läßt. Wie sehr aber dies Gedicht aus einer subjectiven Ergriffenheit von den heutigen Weltzuständen hervorgegangen, drückt sich in Worten besonders in dem Gespräch des Julius Winder mit dem Einsiedler (Tacitus) aus (S. 44—53), das den Kampf zwischen alten und neuen, schönen und schlechten Zeiten treffend durchspricht.

Das Dramatische an diesem Gedicht ist sehr zu beachten. Obwohl sich der Verfasser im Zusammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrscheinliche oder theatralisch Mögliche kehrt, so erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Die Nachtscene zwischen der Poppäa und Nero, die burleske Idyllik der bescheidenen Familie, die der Brand Roma's mitten in ihrer Spießbürgerlichkeit überrascht, und einige andere

Scenen sind meisterhaft gelungen. Die Sprache ist in vielen Partieen großartig und neu. — Aber die Normaldichtung der Übergangsepoche ist damit nicht gewonnen, weil bloß die Negation, und nicht auch das Ideale, vertreten wird.

Deutsche Höflichkeit.

Der Herr Baron von Rumohr hat in seiner „Schule der Höflichkeit," in der er sonst allen nur irgend denkbaren Personen ein Capitel über ihr Verhalten widmet, doch keines für Kritiker und Berichterstatter einzuschalten für gut befunden, und scheint also seinerseits anzunehmen, daß diese Leute auch ohne Höflichkeit bestehen können, oder derselben wenigstens nicht unumgänglich und in allen Fällen zu ihrem Fortkommen bedürfen. Und dies könnte in der That die Beurtheilung seines Buches über die Höflichkeit erleichtern, mit dem man sonst eben nicht höflich umzugehen im Stande wäre. Gott sei Dank, daß man grob sein darf, denn Rumohr's Schule der Höflichkeit ist in der That das Abgeschmackteste und Trivialste, das jemals geschrieben worden, und ich habe

mich gewundert, daß ein so geistreicher Mann, wie er, ein Mann des Kunstgeschmacks und Lebensgenusses, diesem reichhaltigen Thema nicht lebendigere Funken zu entlocken verstand, sondern gerade nur das Allerseichteste und Gewürzloseste darüber gesagt hat. Dies Thema hätte mit ironischer Überlegenheit behandelt werden müssen; statt dessen sieht man den Verfasser selbst auf eine wunderliche Weise in allen diesen steifen Formen befangen.

Herr von Rumohr ist eine interessante Gestalt in der deutschen Literatur, wie sie noch nicht dagewesen. Der Schriftsteller ist bei ihm ganz aus dem Lebemann herausgewachsen, und so wie er gelebt, vornehm, graziös, selbstgefällig, contemplativ und genußsüchtig, ein epikuräischer Weise, ein weiser Epikuräer, ein anstandsvoller, lächelnder Seigneur, der sich jedoch bereits mit einer gewissen Sauberkeit aus dem Zopf- und Perückenthum herauscultivirt hat, in derselben Manier sieht man ihn auch schreiben und in seinen Büchern sich darstellen. Die vornehme Lebensart ist ihm auch als Schriftsteller zur andern Natur geworden; sein Stil, von etwas

Goethischer Durchbildung fein angehaucht, bewegt sich wie eine Standesperson in abgemessenen Reverenzen, und jeder seiner Sätze ist ein geborner Baron, der mit den Gegenständen, die er behandelt, aus einer gewissen vornehmen Ferne sich herumcomplimentirt, denn es ist bekanntermaßen vornehm, sich kein Ding zu nahe kommen zu lassen, sondern Jegliches sich noch immer um einige Schritte vom Leibe zu halten. Dabei wird dieser Schriftsteller durch das humane Streben liebenswürdig, unter seinen Mitmenschen eine gleiche, weise genußliche Lebensphilosophie auszubreiten, als wie sie ihm zu dieser leichten, und von tiefern Conflicten unberührten Behäbigkeit des Daseins verholfen hat. Diesem seinem humanen Triebe zum Wohl der Menschheit ließ er zuerst in Bezug auf die Kochkunst freien Lauf, und mit Recht, denn wenn der Mensch auch nicht lebt, um zu essen, so ißt er doch, wie bekanntlich, um zu leben, und deshalb ist die Kochkunst, wenn auch nicht das Hauptcapitel, doch das Leib- und Magencapitel einer wirksamen Lebensphilosophie. Herr von Rumohr hatte sich auch in seinem „Geist der Kochkunst“ keine an-

dere Aufgabe zu lösen vorgesetzt, als das Kochen und Essen zu einer Lebensphilosophie zu erheben, und das, was der gemeinen Ansicht nach eine bloße Nützlichkeits-Tendenz hat, zu einer gewissen ästhetischen Freizünftigkeit, wenn ich so sagen darf, auszubilden. Nachdem es ihm so gelungen war, die Kochbücher zu idealisiren, wendet er jetzt seinen humanen Verschönerungstrieb auch auf Alberti's Complimentirbuch an, damit seine Mitmenschen, wenn sie sich im Geiste der Kochkunst satt gegessen, dann auch nach der Schule der Höflichkeit sich bewegen lernen mögen. Aber man sieht, es ist leichter, sich mit Geist satt zu essen, als mit Geist überall höflich zu sein, denn eine große Geistlosigkeit hat sich in dieser Schule der Höflichkeit zum Lehrmeister aufgeworfen, den man sich nicht anders als durch eine kräftig erfrischende Grobheit abzuwehren vermag.

Wer hätte gedacht, daß Herr von Rumohr mit der ehrbar wichtigen Miene eines alten, in anstandsvollen Sorgen ergrauten, weißgepuderten Reichsbarons über alle diese Miseren, welche dem verkünstelten und in affenhafter Unnatur verschrobenen Salonsleben angehören, sich aus-

lassen würde! Wenn er in diesem trocken ernsthaften Tone von der Haltung des Oberleibes, vom Gebrauche der Gelenke, vom Gebrauche der Beine, von der Anwendung der Arme, vom Gebrauche der Hände und Finger, vom Kopfe im Allgemeinen und von dem Kopfe nach seinen besondern Handlungen, von der ehelichen Höflichkeit, von der Höflichkeit der Ältern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und der Vagabunden, von dem Benehmen der Tagwerker in den Städten und auf dem Lande, von der Höflichkeit des Bauernstandes, von der Höflichkeit der mechanischen Künstler und Handwerker, vom Betragen der Künstler in Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen, von der Höflichkeit der Gelehrten, von der Höflichkeit in besonders dafür festgesetzten Stunden und Zeiten, und endlich sogar von der Höflichkeit constitutioneller Staatsbürger und ihrer Repräsentanten zu reden anhebt — und dies sind die hauptsächlichsten Capitel des ganzen Lehrcursus — so erwartet man immer, daß jeden Augenblick das helle Gelächter hinterdrein

losbrechen würde, aber dies bleibt eben aus, so wie jede geistige Ironisirung des Thema's, und man sieht sich wie in ein anatomisches Kabinet eingesperrt, in dem man von lauter einzelnen amputirten Gliedern und grinsenden Schädeln umgeben ist und sich aus Gespensterfurcht am Ende selbst für ein ambulirendes Skelett zu halten geneigt wird, da man den Menschen aus dem Vollen und Ganzen anzuschauen verlernt. Jedenfalls kann man es dem Verfasser nie danken, daß er seine docirte Höflichkeit nur als ein solches anatomisches Präparat des menschlichen Gesellschaftslebens zum Besten gegeben hat, schon um ihrer eigenen Empfehlung willen. Wie leicht wäre es aber für einen an Lebensbetrachtung so reichen Schriftsteller gewesen, den Gegenstand in eine geistigere Verbindung mit den menschlichen Verhältnissen zu setzen, beziehungsreichere Anschauungen daraus abzuleiten, und die Höflichkeit, statt als Gliederpuppe, als humanes Gleichgewicht der Anziehungs- und Abstoßungskräfte des Lebens darzustellen.

Zur Geschichte der Höflichkeit hat der Verfasser indeß einige interessante Bemerkungen bei-

gebracht, die zugleich ihn selbst hier charakterisiren helfen mögen. „Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürsten als so viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angesehen und verehrt wurden, weil sie hervorzogen und zu vereinigen suchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: starke und liebenswerthe Persönlichkeiten, vortreffliche Geister, und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunst auf, entwickelten sich große Talente, fanden sie gegen die Bedrängnisse des Lebens Schutz, erweiterten sie ihre Vorstellungen, ergriff sie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verschiedenen Idiome der neuern Welt ihre edlere, feinere Ausbildung. — In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten sich persönliche Günstlinge der Fürsten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geistigen Bildung von den Höfen auszuschließen; rohe Sinnlichkeit, weiche Abspannung, leblos mechanische Andachtsübung, welche Stumpfsinn herbeiführt, schien

den Besitz schon erworbenen oder noch gehofften Einflusses allein ganz sicher zu stellen. — In Folge dieser geschichtlichen Erscheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgesunken, als seit Friedrich geniale Fürsten hie und da von Neuem einer höhern Bildung sie entgegenzuführen, nicht ohne schnellen Erfolg, unternahmen. Indeß blieb, in Erinnerung des Ursprunges, das Wort Höflichkeit selbst in den schlimmeren Zeiten wenigstens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spanischen behielten die Ausdrücke: cortesia und cortes die entsprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republikanischer Verfassung ihrer wichtigsten Städte, (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεως) der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzosen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen und dagegen courtoisie, courteous und was sonst dahin gehören mag, (da sogar to courtesy dem späteren to bow gewichen) beinahe gänzlich aufgegeben haben. Gegenwärtig also bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie,

oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst, in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen."

Daß sich jedoch in diese Höflichkeit, wie sie von Herrn von Rumohr gelehrt wird, bei aller Nüchternheit ihrer Formen zugleich manche Anweisung zur Coquetterie einschleicht, kann nicht Wunder nehmen, da sie mit einer solchen Lebensansicht folgerichtig genug zusammenhängt. Wie es aber mit den Recensenten anzufangen, ob sie für die gute Lebensart völlig verloren und verdorben, da Herr von Rumohr über sie schweigt, oder ob sie aus der Noth eine Tugend, d. h. aus der Grobheit eine Höflichkeit zu machen verstehen sollen, das läßt sich vielleicht auf theoretischem Wege überhaupt schwer ausmachen, noch schwerer aber an der Schrift des Herrn von Rumohr practisch bethätigen.

Wiener Humor.

Castelli's gesammelte Gedichte liegen vor mir, ich habe gelacht, und will einige Bemerkungen darüber machen. Hier haben wir auch einen Humoristen, wenn das Wort nicht zu heilig ist. Nein, der gute Castelli mit seinem ächt wienerischen Gesicht, ist kein Humorist mit der verstohlenen Weltthräne im Auge, kein Humorist mit dem Himmel und Erde beleuchtenden Blitz in der Hand, kein Humorist, mit dem olympischen Gelächter im Munde, das die ganze Zeit durchhallt, eine fragende und zugleich eine antwortende Echo derselben. Castelli ist ein Humorist der Kaffeehäuser, der Gesellschaftsspiele, der Trinkvereine, sein Humor ist das, was man Spaßvogel zu nennen pflegt, und thut keinem Kinde etwas zu Leide, seine Satire

ist ein Maitre de Plaisir, ein guter Gesellschafter, der Niemand auf den Fuß tritt, Manchetten und Claque trägt, und nur zur Unterhaltung beizutragen beabsichtigt. Oft sah ich diesen liebenswürdigen Mann auf einem Kaffeehause in Wien, wie er sich beim eifrigen Billardspiel die Brille zurecht rückte, und seine ganze Muse, von der vielleicht Jeder irgend einen glücklichen und launigen Vers im Gedächtniß hat, kam mir dann wie ein Billardspiel vor, auf dem eine geschickte Hand und ein kluges Auge Alles sind, was das Gelingen ausmacht. Und man komme heran: was kann man nicht Alles bei Castelli auf grüner lustiger Fläche für hübsche Glückskugeln des Witzes laufen sehn! Es ist eine ganz eigene Poesie, diese Zwergfellerschütterungspoesie, die nichts sein will als das. Diese verdammt possierlichen Geschichten, diese Schwänke zum Todtlachen, diese Epigramme für Unterleibskranke, diese Liedertropfen für Hypochondristen, diese Fliegenfängereien der Laune, und diese Mückentänze der charmanten Einfälle. Und wie leicht das Alles entsteht. Kein Dichter hat je leichter hervorgebracht als

Castelli, der es sich in Gesellschaft dutzendweise aus dem Ärmel schüttelt. Castelli ist ein Improvisator, aber ohne pythisches Schwitzen und haarsträubende Begeisterung, es geht ihm Alles wie durch ein gelindes Mittel ab, zur geselligen Unterhaltung, und er will damit nichts, als was die Hausfrau mit dem Braten, den sie vorsetzt: man soll ihn sich schmecken lassen und sich dann hübsch den Mund danach wischen. Seine Themata kennt man. Castelli's Witz ist harmlos und schlägt keine Fliege todt, obwohl heutzutage am meisten der Witz Noth thut, welcher todtschlägerisch ist. Eine gewisse altmodische Sorte von Witzen ist die gegen die Weiber, welche sich bei Castelli fast auf jeder Seite finden. Dieser Weiberhaß, der auch in der Vaterstadt des Dichters an der unrechten Stelle wäre, kommt freilich meist possierlich heraus, und ich glaube auch nicht, daß es dem jovialen Castelli damit Ernst ist, der nicht nur ein Taschenbuch: „Huldigung der Frauen" herausgiebt, sondern auch in demselben Athem, in dem er die weibliche Unbeständigkeit und Treulosigkeit hechelt, schon wieder ein Loblied singt.

Aber ein Humorist seiner Art hat immer gewisse Leib- und Magen-Stereotypen, mit denen er seinem Witz auf die Beine helfen muß. So müssen, außer den Weibern, auch die Ärzte, die Gläubiger, die Pfaffen ꝛc. für die Satire heran; ja sogar auf den lieben Gott, der sich das am ersten gefallen lassen kann, macht Castelli mitunter seinen Witz. Man kann seinen Sachen nicht gram werden. Zwar gehören sie, wie gewisse Theaterstücke, die nicht gedruckt werden können, meistentheils kaum der Literatur an, aber wer möchte das liebe dumme Zeug schelten, daß es da ist?

Seydelmann.

Das einzige Talent dieses Künstlers, das ihn zu einem großen Menschenmaler auf der Bühne macht, lockt auch die seltneren Theatergänger, seine Leistungen, zu verfolgen. Nur einige seiner Rollen geben uns zu einem charakterisirenden Wort über ihn Gelegenheit. Trotz dem, daß Seydelmann seine Liebhabereien hat, denen er sich gern vor den Augen des Publikums hingiebt, und die ihn seine Kräfte so vielfach und wiederholt an die unbedeutendsten Aufgaben verwenden lassen, in denen er sich aus irgend einer künstlerischen oder gemüthlichen Laune gefällt, weiß er doch auch durch diese die Stimmung des Publikums wirksam zu beherrschen und auf etwas Höheres hinzuleiten. Seine Größe ist die Größe der Reflexion. Er ist ein reflectirender Schauspieler.

Das Talent der Ausführung kommt bei ihm wie eine reinliche und geschickte Technik hinzu, die dem Gedanken nur Schritt für Schritt in abgemessener Grazie folgt, und alle Liniamente mit einer Abrundung und erschöpfenden Vollständigkeit umzeichnet, die auch das kleinste Tüppelchen in dieser physiognomischen Frakturschrift nicht ohne Farbe und Ausmalung läßt. So bringt er große Eindrücke für den Verstand hervor, die erst von da aus in das Gemüth übergehen, und einen Einblick in den innersten Zusammenhang seiner Studien gewährend, wirkt er selbst da, wo er einmal auf das hohe Meer der Tragik sich hinausbegiebt, mehr belehrend als erschütternd, und die Thränen, die er entlockt, versiegen vor dem Nachdenken, welches dabei entsteht. Das Lachen, das seine Komik hervorbringt, besinnt sich über sich selbst bis zum tiefsinnigen Ernsthaftwerden. In dieser seltenen und eigenthümlichen Weise der Darstellung giebt er Lebensbilder, die eine ungemeine Menschenkenntniß verrathen, in denen er aber oft das psychologische Interesse gegen das poetische, die Wahrheit gegen die Schönheit überwiegen läßt. Es ist ihm so sehr darum zu thun, körnige Ge-

mälde der Wirklichkeit hinzustellen, daß ich ihn darin zuweilen mit dem berühmten Balthasar Denner vergleichen möchte, der jene bekannten Portraits malte, worin die Ähnlichkeit des Gesichts bis auf die kleinste Muskel und anatomische Faser, ja bis auf die nur durch die Lupe erkennbaren Härchen und Falten, nachgepinselt erscheint. Seydelmann idealisirt niemals, er stellt sich niemals auf den hohen Kothurn, sondern führt überall auf die schärfsten Formen des wirklichen Lebens zurück. Daher scheint es oft, als trüge er seine Farben zu stark auf, als bestehe er auf zu harten und strengen Consequenzen in der Durchführung seiner Charakterentwürfe, und das Systematische, das seine Darstellungen sämmtlich an sich haben, indem dem genialen Wurf des Moments, der augenblicklichen Begeisterung des Spiels, nichts überlassen bleibt, sondern Alles in geistreich berechneter Folge aus der genau festgehaltenen Idee eines Ganzen sich ableitet, begünstigt diesen Anschein. Aber das ächt Menschliche seiner Kunstleistung kommt dadurch meistentheils nur um so mächtiger zu seinem Recht.

Solche Schauspieler, wenn sie eine Schule nachstrebender Talente um sich versammelten, würden dem Theater wieder eine Nationalbedeutung, der Nation ein Theater wiedergeben, und die Bühnendichter hätten ihre Rollen nicht für Marionetten, sondern für Menschen zu schreiben. Raupach müßte mit seinem schönen Talent noch einmal von vorn anfangen und käme diesmal nicht ohne tiefergehende Charakterstudien fort. Noch jetzt hätte er an Seydelmann's Spiel und Auffassung seiner Helden und Menschen lernen können, wenigstens der Declamation, auf welche Richtung dieser Dichter lediglich die Bühnenkunst hingetrieben, einen triftigeren Hintergrund an Individualität und Gemüthsentwickelung zu geben. Raupach'sche Charaktere gehören jedoch zu dem Unwesentlicheren in Seydelmann's Leistungen. Nur den „Bettler," den wir einmal in Berlin von ihm sahen, giebt Seydelmann in diesem kaum zu ertragenden Misèrenstück wahrscheinlich aus demselben Behagen seiner Laune, mit dem Devrient den Kotzebue'schen „armen Poeten" so gern zur Schau ausstellte, obwohl der sentimentale Contrast, an dem jener große

Schauspieler seine wildgeniale Natur zu seinem eigenen Ergötzen hier versuchte, in Seydelmann's zu weichen Gefühlsanflügen gern geneigtem Wesen nicht auf dieselbe Art vorhanden ist. Man kann nicht eigentlich sagen, daß Seydelmann, wie Devrient, ein bestimmtes Rollenfach beherrsche, oder den Charakteren irgend eines großen Dichters ausschließlich angehöre, und zu deren Darstellung berufen sei. Seydelmann würde fast aus jeder Rolle etwas ihm Gemäßes zu bilden verstehn, denn daß er bei seiner großen Lust, selbst zu schaffen, der Bedeutsamkeit des Gedichts nicht bedarf, um seine Begeisterung in Bewegung zu setzen, hat er vielfältig an den dürftigsten Charakteren, denen er selbst erst Leben gegeben, bewiesen. Am vollendetsten unter allen seinen Darstellungen erscheint er mir als gutherziger Polterer in dem lose hingeworfenen Stück des Goldoni, wo er seine große Kunst, die unwillkührlichsten und innersten Bewegungen des menschlichen Temperaments zur Erscheinung zu bringen, mit höchster Feinheit und dem Schein freiester Natürlichkeit spielen ließ. Als Shylok hat Seydelmann mit glän-

zenden Erinnerungen bei mir zu kämpfen, die er wenigstens nicht besiegte. Devrient ließ diese Rolle etwas mehr in eine leichtere und lindere Umgrenzung verschweben, wie es der märchenartige Charakter der ganzen Dichtung mit sich bringt; denn das wogende Wellenspiel von Ironie, burleskem Humor und musikalischer Schwärmerei, in deren Mitte der Dichter eine solche Individualität, wie Shylok, gesetzt hat, verbunden mit der leichtfertigen Behandlung der Katastrophe bei aller Ernsthaftigkeit der Motive, mildern von selbst die harten Umrisse dieser Erscheinung, geben auch ihr fast etwas mehr humoristische Färbung, und lassen in das Grausen, das sie erregt, eine nicht ganz zu verleugnende komische Beimischung eintreten. Indem wir uns so den Shylok, wie er aus den Händen Shakspeares hervorgegangen, denken, finden wir, daß ihn Seydelmann allzuherbe und mit zu scharfer und schroffer Festhaltung der Grenzen nimmt, und dadurch, indem der Jude schon an sich der einzig bedeutende Charakter der ganzen Dichtung ist, diese unwillkührlich in eine schwerere Atmosphäre hineingehoben hat. Deshalb ist auch am

allerwenigsten nach seinem Spiel der fünfte nachmusizirende Akt des Kaufmanns von Venedig noch zu ertragen, während er in der Intention des Dichters wohlbegründet liegt, der diese seltsame Mähr mit ihrem Spuck und Graus ganz in musikalisch gemüthliche Cadenzen ausklingen lassen wollte. Doch lassen sich viele höchst meisterhafte Momente in Seydelmann's Spiel und Auffassung nicht verkennen. Er zeigt und giebt besonders den empörten Juden, der die Verachtung seines Stammes bitter empfindet, und dadurch zur Vergeltung des Hasses an den Christen sich getrieben fühlt, vortrefflich, und schiebt auf diese Grundlage die hauptsächlichsten Motive seines Handelns.

In derselben Verlagshandlung ist erschienen:

Sengebusch, Dr., Herz und Welt. — Motto: „Das Herz ist größer als die Welt." 1834. Zwei Lieferungen, jede von 192 S. kl. 8. à 16 ggr.

Die Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Hall. Literatur-Zeitung 1834 Nr. 90 sagen hierüber: „Recensent gesteht, daß er nach den ersten Gedichten, die ihm unklar und zum Theil — bis auf Atterboom's „Nachtviole" undichterisch erscheinen, nur mit Abneigung zu dem Lustspiele: *Schein und Wahrheit*, in drei Aufzügen, überging, und sich hier angenehm getäuscht sah: denn er fand ein recht braves Lustspiel, das besonders auf der Bühne, wenn es gut gespielt wird, gefallen — ja nach Umständen wohl selbst Furore machen könnte. — Es würde zu weit führen, wenn wir die Fabel des netten Stückes mittheilen wollten; allein — wir finden hier fast lauter sogenannte dankbare Stellen: eine höchst liebenswürdige naive Liebhaberin, einen jungen ästhetischen Israeliten prima sorle, einen zweideutigen aber höchst pfiffigen alten Israeliten, einen hitzigen, läppischen Wucherer, einen sehr gescheidten und würdigen ältern Rechtsgelehrten, der dem alten Juden die Daumschrauben ansetzt und dessen vermeinte Tochter, ein mit großem Vermögen ihm anvertrautes Christenkind, mit 200,000 Mark Bco. einem rechtlichen jungen Manne, der ehrlich um sie wirbt, zuwendet. — Die

Charakteristik ist durchgehends gut; — einige Unwahrscheinlichkeiten muß man dem Lustspieldichter zu gute halten. — Im Lesen dürfte die Hauptscene zwischen dem alten Schelmen und dem Rechtsgelehrten gedehnt scheinen; in der Darstellung gewiß weniger, indem man immer gespannt ist, wie sich der Schelm aus der Schlinge, die in jeder Frage des Rechtsgelehrten liegt, ziehen wird; und selbst die Wiederkehr der nämlichen Form, in welcher dieß geschieht, dürfte komisch wirken. Übrigens ist dies Lustspiel als erster Theil bezeichnet, und der zweite Theil im nächsten Bande verheissen. — Die nachfolgenden Gedichte sind zwar den vorhergehenden vorzuziehen; es ist aber doch auch wenig von ihnen zu rühmen. Nur die Heroide: Treue Liebe bis in den Tod — der in einer Flasche der See anvertraute Brief eines in einem Schiffbruche umkommenden Gatten an seine Frau, führt in wohlgebauten Hexamentern eine höchst ergreifende poetische Situation durch. Sie erinnert an A. W. Schlegel's Heroide: Neoptolemus an Diokles."

Die Literarischen Blätter 1835 Nr. 8 zum Gesellschafter sagen hierüber: „Ein seltsames Buch, das jedenfalls einem kräftigen Geiste sein Dasein verdankt und von denen gewiß gern gelesen wird, welche wohl Ohren haben für ein derbes Wort der Wahrheit zu rechter Zeit. Für einen großen Dichter wird sich der Verfasser nicht halten, ich thue es auch nicht. Aber ich gestehe ihm einen flüssigen Vers zu, überhaupt Fertigkeit der Form und, wie gesagt, einen lesenswerthen Inhalt. Der sprachliche Ausdruck ist, wo er es seyn soll, ziemlich korrekt und körnig; die Gedanken verdienen noch einmal nachgedacht zu werden. Den größten Theil beider Lieferungen nimmt ein Drama ein: „Schein und Wahrheit, oder: die beiden Ringe," welches 1810 in Hamburg spielt, zur Zeit der französischen Occupation. Es ist gut gerathen, besonders die Scene, wo der alte „Haarklöber" zum ersten Mal den „Dr. Schildner" und „Schrapelmann" aushorcht und sich echt jüdisch geschickt aus der gelegten Falle zieht. Man möchte auf „Israel" und „Jakob" den bekannten Spruch: „Sieh, ein echter Israelit!" anwenden, nur in anderm Sinne. Zur Charakteristik des Verf. mögen folgende zwei Distichen über die Jenaische Literaturzeitung hier stehen:

„Sauer und bitter und süß — Rosinen, Mandeln und Feigen
Speist das gemüthliche Schwein ganz mit gleichem Gelüst; —
Unpartheiisches Thier, du findest in Allem das Gute,
Werde doch Recensent, treibe doch Literatur!"

Das heißt die Unparteilichkeit scharf und derb, aber auch wahr abgefertigt. In manchen andern Aufsätzen geht dieser ungenirte Ausdruck bisweilen in das über, was man an Bürger, Langbein u. A. tadelt; vorzüglich gilt dies von dem Gedicht: „der sechste (Schöpfungs-) Tag" und „des Dichters Liebeslust und Liebesnoth." Auch ist die Ausfüllung dessen, was der Verfasser verschweigen will, durch die metrischen Zeichen der Länge und Kürze, weil es oft kommt, sonderbar. In dem Atterboom'schen Gedicht „Nachtviole" hat der Verf. in der Übersetzung sich die Aufgabe gestellt, das erste und bis jetzt das einzige Gedicht in allen lebenden Srachen zu liefern, das so gebaut ist, daß man beim Lesen das Metrum streng beobachten darf, ohne gegen Wortbetonung und Wortbedeutung zu verstoßen, und daß man bei richtiger Declamation auch richtig skandiren muß." Dies schöne Kunststück findet man richtig ausgeführt; daß es das einzige in seiner Art, glaube ich jedoch kaum. Nicht ohne Beifall dürften die beiden Lieder bleiben: „Tafellied der Vernunftgläubigen" und „Tafellied der Unvernunftgläubigen." Unter Letztern sind die Mystiker im gemeinsten Sinne verstanden, jene Menschen, welche im Dunkeln Alles, nur nichts Gutes treiben; daher der Ausruf: „Lichter aus!" und „Lichter her!" Die Geißelung wäre noch besser, wenn die obscöne Stelle von der Predigt fehlte. Das beste Stück beider Sammlungen und wirklich originell ist das Gedicht von: „Haben und Sein," schon wegen des fast arabisch durchgehenden Reims — der eigentlich kein Reim ist.

Was die Verlagshandlung gab, ist auch gut: Papier und Druck. Hr. Dr. Sengebusch könnte vielleicht noch mehr leisten, als hier, wenn er nur wollte. G—l."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Licht und Nacht.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

2 Bände in 8. Velinpapier. broch. 3 ℛ𝓉.

Drillinge.

Historisch-romantische Erzählungen

von

D. Russa.

1835 8. 1 ℛ𝓉 18 gℊ.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

10/96

uchbinderei
Marktplatz 23

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundt, Theodor

Charaktere und Situationen vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur

Bd.: 1

Wismar 1837

P.o.germ. 968 td-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115310-5